

*Die Buchten
des
fließenden Lichts*

Traumspiel

Winfried Paarmann

Goldwaage-Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Jutta Timmermans
Goldwaage-verlag@freenet.de
ISBN 978-3-9816256-9-30

Personen:

Erster Teil

Personen am Ufer:

Die Uferwächterin

Die Verirrten: das tödliche Spiel mit
der Droge

Die unglücklich Liebende

Der Börsenspekulant

Der gewissenlose Loyale

Der Autor

Sein Bruder

Schauspiel:

„Das Gasthaus zur Schwarzen Sonne“

Zweiter Teil

Personen am Ufer:

Die Uferwächterin

Der geschmähte Parteifreund

Der Absturz der Sängerin

Die Nonne: die Sünderin

Der Autor
Sein Bruder

Schauspiel:
Die Nonne im Selbstgespräch
Thea: Tagebuch eines abgebrochenen
Lebens

Dritter Teil

Personen am Ufer
Die Uferwächterin
Der Geschichtsprofessor
Die Weltflüchtige
Der Physiker

Der Autor
Sein Bruder

Schauspiel:
Der Schüler des Aristoteles
Der Orden der Gaukler: die Wartenden
Heluna: Die Netze des Wahns

Vierter Teil

Personen am Ufer:

Die Uferwächterin

Der Kommandant

Der Terrorist

Der Diktator

Der Autor

Sein Bruder

Schauspiel:

Der Kommandant

Der blinde Diktator

Der Heimkommende

Die Nacht des Henkers

Fünfter Teil

Schauspiel:

Der Organist

Der Gärtner

Der Astronom

Der Figurenschnitzer

Die beiden Geschwister

Personen am Ufer:

Die Uferwächterin

Der Autor

Sein Bruder

Die beiden Geschwister

Viele Mehrfachbesetzungen möglich

Ich treibe mich um in den Menschenhorden.

Sie sind ohne Sünde.

Ich bin milde geworden.

Sie haben mich nicht hören wollen.

Wo sind meine Gründe,

ihnen zu grollen?

Nur weil das meine werter war

als anderes, das beehrter war?

Oskar Loerke

Die Antwort des Schülers Chi–Ang
auf die Frage seines Lehrers Laotse,
wie er den gewesenen Tag mit sinn-
voller Arbeit erfüllt und in Anstand
und Würde verbracht habe im letz-
ten Jahr seiner Schülerschaft.

1

Entlassen aus der dunklen Umarmung des Schlafs,
aus Klang und Farbe des Traums,
trete ich ein in Farben und Klänge des Tags.

Ich bin der schimmernde Seidentepich der Wiese
an einem Berghang der Frühe.
Ich bin eine Tauperle auf ihren Gräsern,
feiernd das Lichtfest der Morgenstunde.
Ich bin der Hang und der Berg, ruhig aufgetürmt
in die Schichtungen tausendfarbigen Blaus.

Später, umrahmt von den knöchernen Zehen
des Bergs, bin ich ein wolkenpiegelnder Teich.
Am Ufer bin ich der Baum, der sich wasserwärts
biegt,
wippend in tastender Demutsneigung.
Dann, einen schwingenden Herzschlag lang,
bin ich die Herberge eines Vogelschwarms –

plötzlich zerstiebend im schrillen Schrei;
und wiederkehrend in lautlos gleitender
einverständlicher Flügelfahrt.

Ich bin eine treibende Wolkeninsel,
ihr glitzernder Schatten im Wasserrund.
Ich bin ein blättertanzender Zweig
im wirbelnden Windbach.

Ich gehe die Wege der kleinen Rasten,
die Wege forschender Neugier. Den Weg
geduldiger Eile, der ernsten heiteren Andacht.
Eine Wegstrecke lang streifend durch hartes Gehölz
auf weglosem Feld bietet mir eine Kastanie
ihr Willkommen, mit schattigem Mantelwurf.

Rücken an Rindenrücken gelehnt ruhe ich aus,
Fuß neben Wurzelfuß, horchend auf unser beider
pochenden Puls. Eine kleine Frucht
und die Schattenkühle freundlich mir einverleibt
breche ich auf - und schenke dem Baum
die weitere Obhut meiner Gedanken.

Ich lausche den Taggesprächen der Vögel,
bin ein Klangfaden im seidenen Netz ihres Singens,
das sie spinnen von Wipfel zu Wipfel,
schaukelnd im Fingerspiel grünen Geästs.
Ich bin das bunte, wehende Haar eines Garten-
beets.

Eine blütentrunkene Hummel darin.
 Eine emsige Wühlmaus im erdfeuchten
 würzigen Wurzelgeflecht.

Heimkehrend die Schattenwege des Abends
 bin ich der helle Gesang einer Quelle
 in einer Bergschlucht.

Ich bin das Dunkel der Schlucht.

Ich gehe den Weg der leisen Berührungen.
 Den Weg ohne Ziel.
 Den Weg von Ankunft zu Ankunft.

Streifend die kleinen Wunder schaffe ich,
 probend, noch ungesehene neue:
 Lasse das Silbergespann zweier Wolkensegel
 ankern im Grünviolett eines Dickichthafens
 am Horizont. Spanne mein klares Erinnern
 über alle gegangenen Wege, mische
 das abendschattige Blau der Ulme
 mit dem Blau der gestrigen Morgenstunde.

Ich vermeide sie nicht:
 die Wegstrecken rauen Gerölls.
 Manchmal stößt sich der Fuß
 hart an Felsen und Steinen gewundener Weg-
 spuren.
 Umso sanfter empfängt mich blühendes Grün

und Wärme des Grases.

Ich bin der Wind auf dem Weg,
 Blütenduft tragend, Libellen und Staub.
 Ich bin das Sandkorn, der Grashalm
 unter dem Fuß, das sanfte steinige Bett der Erde.
 Ich selbst bin der Weg. Der blanke,
 klingende Stein darauf.
 Das weite Blau des Himmels darüber.

4

Auf meinen Wegen des Tages tauche ich ein
 in Lärm und Unrast der Straßen,
 in Rauch und Geschrei der Gassen und Märkte,
 pulsierend in Streit und Lust.

Die junge Frau, die königliche Gebieterin
 über Pflaumen, Birnen, Rüben und Kohl,
 schenkt mir den Blitz eines Lächelns –
 und Lächeln und Obst füllt die Tasche
 in meiner Hand, als ich gehe.

Ich gehe den Weg durch Lärm
 und schluchtige Enge der Straßen. Gehe
 ihn über die Antlitze der zahllosen
 strömenden Menschen.
 In ihren Linien und Furchen sehe ich
 eingezeichnet die Stunden der Mühe,
 die Stunden der Hoffnung und Zweifel,
 die Stunden von Schmerzen und Not.

Und spüre, wie manche offene Wunde
 doch heimlich schon sicher gefüllt ist
 mit Duft und Freude der Heilung.
 Wie ich doch Wunden sehe
 durchsetzt von lange zehrendem Gift,
 gepanzert hinter den Zäunen von Härte und Spott,
 eingedunkelt von Hass.

Ich sehe die Spuren von List und Verschlagenheit.
 Menschen gefangen in Gier und Neid,
 schwer atmend unter der Enge der Herzen.
 Ich spüre das Räderwerk grauer Gedanken.

Und lasse den Strom alles Unerlösten
 münden in jenen größeren andern
 des Mitleids, der Trauer.
 Verwandle die schwere Musik
 meiner Trauer in Klarheit neuer Gedanken.

Alle Bosheit und Härte –
es ist nur der graue
 lichtlose Schlaf im kämpfenden Selbstvergessen.

Ich gehe den Weg der mitfühlend
 mit erlittenen Wundenspuren.
 Ich gehe die Wege der Einkehr,
 den Weg der kleinen Wunderberührungen.
 Der alten und neuen Zauberspiele.

Den Weg der sprechenden Dinge.
 Alle Wege sind Wege der Heimkehr.

Und jäh, auf allen Wanderschaften der Mühen,
 greift mich ein Freudestrahl göttlichen Lichts.
 Setzt mich heilig in Brand:
 den nüchtern-trunkenen Wilderer
 in den Gärten des Glücks, treibend
 im Pulsschlag strömender Lust.

Immer die kleinen Wunder berührend,
 die manchmal spielend vollbrachten,
 die manchmal fast eingelösten Versprechen
 der kleinen Vollkommenheiten: In allen
 ist mir das weite Netz der Bruderschaften
 von Wesen zu Wesen gewiss. Alle,
 für einen Sekundenstrahl,
 sind ein Spiegel des ewigen Lichts.

Und ich, für diesen Sekundenstrahl,
 bin Spiegel des Spiegels.

Heute bin ich den Weg
 der kleinen Wunder gegangen,
 die immer doch auch das heimliche große sind,
 auf das sie weisen mit scheuem, lautlosem Finger.

Den Weg der Wundenberührungen,

der offenen und verborgenen Schmerzen,
 die immer Muster des größeren sind,
 des einzigen Schmerzes: der Trennung ist.

Und doch nicht von Dauer.
 Da in der brennenden Duldsamkeit
 unseres dunkel erlittenen Durstes
 immer aufbrechen die Wege der Heimkehr.
 Alle Wege der Heimkehr sind Wege der Heilung,
 mündend ins neue stärkere Heilsein.

Strahlendes Wiedererkennen.
 Einssein. Glück.

Bühnenbild und Musik:

Das Bühnenbild entspricht dem Cover auf dem Umschlag:

Eine große Bucht, in die sich ein lichtdurchflutetes Meer ergießt – unter einem rot- und goldfarbenen Himmel, der sowohl Morgenhimmel als Abendhimmel sein kann.

In der Mitte sitzt auf einem Felsen die „Uferwächterin“ in einem weißen, Sari-ähnlichem Gewand, die Schultern mit bunten Seidentüchern bedeckt, den Rücken dem Publikum zugewandt. Nur wenn sie angesprochen wird, wird sie den Kopf etwas zur Seite wenden.

Rechts bleibt der Raum zunächst im Dunkel. Dort wird schließlich das kleine Schlafzimmer des Autors sichtbar, der aufrecht in seinem Bett sitzt und in Manuskripten blättert. Ihm schräg gegenüber sitzt sein Bruder, mit dem er sich immer wieder im Gespräch befindet.

Der Autor spricht über seine Stücke, deren Figuren dann vor den Augen des Publikums auch lebendig werden. – Dabei wird das Meeresbild mit dem Ufer jedes Mal in ein vorübergehendes Dunkel tauchen. Die Darsteller, die in den „Schauspielen innerhalb des Schauspiels“ reden und agieren, werden in einem oder mehreren Lichtkegeln sichtbar.

Aus dem Hintergrund der Bucht wird immer wieder ein Chorgesang ertönen, mal leise und wie aus großer Ferne kommend, dann auch gewaltig aufbrausend und nah.

Die empfohlene Musik ist das „Stabat Mater“ von Dvorsak – dieses viel gespielte Chorwerk, sicherlich eines der vollkommensten der Musikgeschichte.

Erster Teil

1. Szene

Im noch dunklen Raum ertönt von rechts eine männliche Stimme.

Die Stimme:

Dämmerung, großer Fischzug,
über die Dächer treibend,
Dunkelträume auf Dunkeldächern –

ich bin deine Düne.

Ahne die Durchsichtigkeit
allen Gesteins, den winzigen Augenblick Zeit
zwischen Geburt und Verfall.
Nachtbrandung - lautlos umarme die
Buchten.

Vielleicht dass heute die große
seefahrende Liebe uns streift.
Uns umflügeln wird,
echoleicht.

Dass der Blitz eines fallenden Sternes
uns wirklich macht.
Unser Angstkleid verbrennt.
Unsere Zungen löst
aus den Zwietrachtshäfen.

Dass wir unsere Narben, die stolzen
Leidensorden, verschenken,
anheften
dem Wind Nimmerwiederkehr.

Heimkehren in den Meerleib der Wunder.

Die rechte Seite ist inzwischen von einem matten Licht erhellt.

Man erkennt zwei schon ältere männliche Gestalten.

Im Vordergrund, halb aufgerichtet auf einem Bett, das seitlich zum Publikum steht, befindet sich Friedbert; er hat einen alten CD-Player auf seinen Knien, den er nun abstellt.

Die zweite Gestalt, mehr im Hintergrund und bewegungslos auf einem Stuhl sitzend, ist Gerhart. Sie verbleibt, dem Bruder das Gesicht zugewandt, mehr im Halbdämmer.

Nach und nach versinkt die Szene wieder in völligem Dunkel – während es über der verbleibenden Bühne schlagartig hell wird.

Ein Meeresrauschen hat eingesetzt und man blickt auf ein Ufer vor einem goldfarbenen Meer und einen leuchtenden Himmel – so wie es als zentrales Bühnenbild bereits beschrieben ist.

In der Mitte sitzt die „Uferwächterin“ auf ihrem Felsen.

Zwei junge Leute, in ungeordneter abgetragener Kleidung, mit der sie ein Bild der Verwahrlosung bieten, kommen von links.

Es sind Rita und Arndt.

Sie nähern sich zögernd.

Rita: zu Arndt Frage sie, wo wir hier sind.

Sie haben sich bis auf zwei Schritte genähert.

Arndt: Sie sagt: Wir kennen die Antwort.

Rita: Sage ihr, dass wir den endlosen traumlosen Schlaf wollten, ohne ein Wiedererwachen.

Arndt: Sie sagt: Sie weiß es.

Rita: Frage sie, warum sie uns zu sich gerufen hat. –
Du hast sie doch rufen hören?

Arndt: Wieder sagt sie: Wir kennen die Antwort.

Rita: Du hörst sie sprechen?

Arndt: In meinem Kopf.

Du hörst sie nicht?

Rita: *schüttelt den Kopf.*

Arndt: Sie sagt: Wir hätten auf Dauer in den Buchten nicht bleiben können.

Niemand bleibt.

Eine Stille.

Arndt konzentriert sich auf sein Lauschen.

Selbst wenn wir erst nach hundert Jahren gekommen wären – sie hätte auf uns gewartet.

Rita: Hundert Jahre?

Arndt: Manche verbringen Jahrhunderte.

Doch einmal merken sie es.

Er lauscht.

Auf Dauer kann niemand sich in den Buchten verstecken.

Auch die nicht, die den ewigen traumlosen Schlaf suchten.

Er lauscht.

Viele nutzen die Buchten als ersten sicheren Zufluchtsort.

Er verspricht ihnen Schutz.

Sie selbst entscheiden, wann sie die Buchten verlassen.

Rita: Arndt –

ich hatte mir den traumlosen Schlaf und das ewige Vergessen gewünscht.

Warum sind wir hier?

Arndt: Sie sagt: Das ewige Vergessen und den traumlosen Schlaf gibt es nicht.

Wir sind hier, um uns zu erinnern.

An beides: an das Licht - und an alles, was dunkel war.

Er lauscht.

Je mehr wir uns an das Licht erinnern, wird es, alles was dunkel war, aufhellen.

Wir müssen nichts fürchten.

Rita: Das sagt sie?

Das aber fühle ich:

Furcht und Beklemmung.

Arndt: Es ist nur dein Blick, der auf das Dunkle gebannt bleibt.

Sie sagt es auch mir.

Wir sollen nichts fürchten.

Niemand hier wird uns richten.

Rita: Das sagt sie – ganz sicher?

Das Dunkle ist stark, ja, es bannt meinem Blick.

Wo kann ich das Helle finden?

Arndt: Blick auf das Meer, sagt sie.

So stark das Dunkle auch ist – stärker ist doch schließlich das Licht.

Er lauscht.

Niemand hier wird uns richten –
Außer wir selbst.

Er lauscht.

Wir sollen ihr unsere Geschichte erzählen.

Dafür sind wir gekommen.

Wir sollen sie ihr und uns selbst erzählen.

Er lauscht.

Wir sollen nichts aussparen –

Nicht die Wunden, die wir anderen zufügten.

Nicht die Wunden, die wir uns selbst zufügten.

Rita: Ich finde den Mut nicht.

Willst du beginnen?

Arndt: *nickt*

Sie sagt, wir dürfen Platz nehmen, wenn wir wollen.

Beide nehmen auf dem Boden Platz.

Es war ein dunkler Absturz – und wir beide fühlten ihn kommen.

Und er kam doch schneller, als wir erwartet hatten.

Wir kannten alle Warnungen.

Wir schlugen sie in den Wind.

Da hatte uns die Sucht bereits fest im Griff.

Wir brauchten unsere täglicher Ration.

Verschafften wir sie unserem Körper nicht, verfiel er in ein schmerzhaftes Zittern.

Die Sucht – sie griff mit kalter Hand in unsere Därme; durchwühlte sie, drohte sie aufzureißen.

Es gab kein Entkommen.

Rita: Anfangs waren es nur die kleinen Diebstähle, die uns halfen, den täglich benötigten Stoff zu beschaffen.

Es begann auf dem Marktplatz, es begann im Menschengewühl und im Lärm der Bahnhofshallen. Wir griffen in fremde Manteltaschen, an den Marktständen lauerten wir auf die unbewachten Augenblicke, in denen eine Kasse zu greifen war. Und unser Beutezug durch die Warenhäuser und Supermärkte wurde zur täglichen Gewohnheit. Doch es war nie genug. Lungerten wir nachts durch die Straßen, brachen wir Automaten auf, knackten Fahrzeuge, um an die Autoradios zu gelangen, die uns wieder über den nächsten Tag retteten.

Sie schluckt. Sie schluchzt.

Dann die ersten kleinen nächtlichen Überfälle. Immer die schon Gebrechlichen, Alten suchten wir uns als Opfer. Manche verfolgten uns, doch wir, die Raubkatzen, waren immer die Schnellere.

Dann erspähten wir jene kleine gebrechliche Alte, den Kopf, den Hals, die Arme mit Schmuck behangen. Leichte Beute. Sie stürzte aufs Pflaster, wir zogen ihr die Ohrringe ab, die Halskette, die Armreifen, die goldene Uhr.

Sie schrie um Hilfe, wir hatten keine Wahl, als ihr die Hand auf den Mund zu drücken und sie zum Schweigen zu bringen. Dann raubten wir auch ihre Tasche aus. Ein dick gefülltes Portmo-

nee, eine Kreditkarte und zwei Geschenkpäckchen: für meine lieben Enkel beschriftet; darin wieder Schmuck und zwei goldene Uhren.

Sie atmete noch, als wir gingen.

Nach einer Stunde kehrten wir wieder zurück.

Sie schluckt, sie schluchzt.

Jetzt atmete sie nicht mehr.

Drei Tage später gaben wir uns den Goldenen Schuss.

Sie verfällt in ein hemmungsloses Schluchzen.

Arndt umfasst ihre Schulter und drückt sie an sich.

Eine längere Zeit verstreicht.

Arndt: Sie sagt, sie kennt unsere Geschichte – die unseres Absturzes in die Sucht.

Wir sollen ihr jetzt die andere erzählen: die unserer Kinder- und unserer Jugendjahre; die unserer alkoholkranken Väter; die unserer lieblosen, schlagenden Mütter. Die Jahre von materieller Armut, von Not, von Missbrauch, von Kälte und Spott.

Sie weiß auch von diesen.

Er lauscht.

Trotzdem: Wir sollen sie ihr erzählen.

Wir sollen sie auch uns selber erzählen.

Zu Rita Willst diesmal du beginnen?

Rita: *schüttelt den Kopf.*

Arndt: *nickt* Also: Dann wieder ich...

Doch ich brauche Zeit.

Es ist viel.

Ich muss mich sammeln.

Er sitzt mit gesenktem Kopf.

Nach und nach wird es über der gesamten Szene wieder dunkler, bis sie ganz in Dunkelheit verschwindet.

2. Szene

Dafür leuchtet das eher dämmrige Licht auf der rechten Seite wieder auf.

Die Szene unverändert: Friedbert sitzt aufgerichtet im Bett; im Hintergrund sein Bruder Gerhart, wie zuvor unbeweglich.

Friedberg schaltet den CD-Player ein.

Wieder hört man die männliche Stimme.

Die Stimme:

**Mensch neben Mensch –
das ist -:
Stern und Stern.**

**Milchstraßenwanderer,
versiegelte Botschaftenwerfer,
Nachtaugen unerschlossener
Sonnenhelle, ewigkeitsalt,
Kopf – oder Herzgestirn eines Sternbilds.**

**Sonnenriesen und weiße Zwerge:
mit ihren Geschichtsplaneten,
den Schicksalsmonden,
den Bahnen heller Kometen –
brennende Freiheitsfackeln.**

Den Kraterschatten öder Trabanten.

Der Trunkenheit eigner Musik.

Gegenwärtig in Lichtjahrunendlichkeit.

Auch du bist Stern.

Friedbert: *schaltet den CD-Player aus.*

Er wendet sich seinem Bruder zu.

Du hörst es –

Jede deiner Zeilen habe ich aufbewahrt –
als du vor drei Jahrzehnten spurlos aus meinem
Leben verschwandest.

Eine Stille

Alle Hoffnung, dich jemals wiederzusehen,
hatte ich aufgegeben.

Nein, so war es nicht.

Ein anderer Teil in mir wusste: Wir würden uns
wiedersehen.

Lebendig. Nicht tot.

Und der Tag unserer Wiederbegegnung würde es
sein, an dem ich dir deine Gedichte - alle die du
uns damals, ungedruckt und auf losen Blättern,
hinterlassen hast - vorspiele.

Dafür, für diesen Tag, habe ich sie auf den Re-
korder gesprochen und aufbewahrt.

Wieder eine Stille.

Kannst du dich selber daran erinnern?

Findest du Gefallen daran?

Drei Jahrzehnte.

Es ist viel geschehen seitdem.

Unsere Halbschwester Thea – ihr Nervenleiden schien sie nach und nach zu verbrennen. Sie ertrug es tapfer. Doch als auch die Betäubung mit den täglich in großer Menge geschluckten Tabletten nicht mehr half, brach sie es ab. Sie beendete ihr Leben friedlich - mit einem Mittel, das sie schmerzlos in einen Dämmer Schlaf zog, in einen sanften Tod.

Ich habe ihr eines meiner Theaterstücke gewidmet, ein kurzes, fast nur ein Fragment.

Doch eine poetische Sprache leuchtete darin auf, wie sie mir nur selten gelang.

Ich suchte sie immer wieder – diese poetische Sprache, auch in vielen anderen meiner Stücke. Und auch in anderen begann sie manchmal zu leuchten. Wie ich sie vergeblich und glücklos in wieder anderen suchte. Wenn sie ins Profane entglitten, brach ich die Arbeit ab. So viele wie ich von meinen Stücken aufbewahrte, so viele habe ich auch vernichtet.

Wir waren zu dritt – ein „Trio der Denker und Dichter“. Du, Lukas und ich.

Du warst der lyrische Zauberer. Keiner konnte die Worte präzise und sparsam setzen wie du.

Unsere Halbschwester hat manche davon in Lieder verwandelt und hat sie gesungen.

Du erinnerst dich?

Dann warst du plötzlich aus unserem Leben verschwunden.

Keiner verstand es. Du hattest von einer Reise gesprochen doch keinem gesagt, wohin sie ging. Kein Lebenszeichen danach, nie ein Gruß.

Nun gut. Jetzt bist du endlich zurückgekehrt.

Er atmet tief.

Wieder eine längere Stille.

Thea hätte dich stürmisch umarmt, trotz ihrer Schmerzen, wäre sie noch am Leben.

Ich, mein Bruder, lasse es sanfter angehen. Doch sei sicher: Auch ich umarme dich heimlich, ganz leise, mit jedem meiner Blicke, den ich dir zuschicke.

Und so, gewiss, hätte es auch Lukas getan.

Auch von ihm will ich dir noch berichten.

Doch jetzt lass mich einen Augenblick ausruhn.

Du weißt von meinem Beschluss – der der Grund meiner raschen Erschöpfung ist.

Immerhin: ein winziger Funke Lebenswille ist, seit die in meinem Zimmer erschienen bist, in meinen Körper zurückgekehrt.

Die rechte Seite versinkt wieder in Dunkel.

3.Szene

Sofort leuchtet das größere Bild der Bühnenmitte wieder auf.

Rita und Arndt sind verschwunden.

Die „Uferwächterin“ sitzt einsam auf ihrem Felsen.

Eine Frau im Alter von Anfang dreißig erscheint von links. Es ist Laika.

Sie trägt ein sommerlich helles Kleid.

Doch es gibt Blutflecken darauf.

Ihre schulterlangen Haare sind ungeordnet und hängen ihr wirr ins Gesicht.

Ihre Nase ist breit. Sie ist keine hübsche Frau.

Laika: *nähert sich mit langsamen Schritt der Uferwächterin.*

Gibt es hier Licht?

Ich hörte, wie jemand mich rief.

Sie blickt unsicher um sich.

Ihr Blick fällt auf ihr blutbeflecktes Kleid.

Ich kann es nicht verbergen.

Auch meine Pulsadern zeigen es.

Sie betrachtet ihre Hände; versteckt sie dann hinter dem Rücken.

Ich wusste, dass man sie längst aufschneiden muss, nicht quer.

Ich wusste, dass Wasser über sie laufen muss – sonst würde das Blut gerinnen.

Dann wurde ich schwächer und schwächer.

Der Schmerz des scharfen Einschnitts verging.

Alle Bilder in meiner Umgebung verblassten, erloschen.

Es blieb nur noch ein einziges Bild.

Mit diesem Bild zu sterben war schön.

Wie es doch zugleich auch noch einmal Schmerz war.

Ich wusste: Nun hatte ich ihn sicher und für immer verloren.

Darf ich mich niedersetzen?

Darf ich dir die ganze Geschichte erzählen?

Sie nimmt neben der „Uferwächterin“ Platz.

Sie blickt erstmals auf das leuchtende Meer.

Das Licht ist stark.

Es blendet mich.

Sie legt schützend den Arm über ihre Augen.

Sie wendet sich wieder der „Uferwächterin“ zu.

So sehr ich ihn liebte – ich hätte ihn niemals gewinnen können.

Die ersten Male, die ich ihn sah, saß er immer auf dieser Parkbank und schrieb.

Ich näherte mich mit Vorsicht. Doch er nahm keine Notiz von mir.

In jeder kommenden Nacht, schlief ich ein mit seinem Bild: die hohe Stirn; die feine und schmale Nase. Der sanfte Mund. Das weiche und zarte Kinn.

Schließlich trat ich bis auf wenige Schritte vor seine Bank.

Er hob den Kopf. Dann hörte ich seine Worte: Sie stören mich, junge Frau.

Ich spürte, als ob mich ein kaltes Messer berührte.

In meine Wohnung zurückgekehrt, trat ich vor den Korridorspiegel.

Ich betrachtete mein Gesicht. Und ich wusste endgültig: Niemals würde es jemand lieben. Nichts darin war schön oder liebenswert.

Und ich gelobte mir, den Park nie wieder zu betreten.

Nach einer Woche geschah es doch. Ich sah ihn wieder auf seiner Bank sitzen, es war, als ob meine Beine sich verselbständigten, und plötzlich winkte er mich zu sich heran.

Es war ein sonniger Nachmittag.

Er schob die Papiere, an denen er arbeitete, zur Seite und lächelte mich an.

Ich sollte mich neben ihn setzen.

Mein Herz klopfte, dass ich meinte, jeder der über die anderen Parkwege lief, müsste es hören.

Er fragte mich, ob ich etwas von mir erzählen wolle. Er sagte, dass er Geschichten sammelte und dass er Schriftsteller sei.

Etwa eine Stunde verging.

Dann lud er mich in ein nahes Café ein.

Ich erzählte von mir, und er lachte mich an, ich lachte zurück, und die Sätze sprudelten weiter aus meinem Mund.

Er sah auf die Uhr. Ich meinte, jetzt würde er sich verabschieden, er hatte genug von den vielen verworrenen, immer nur heiteren Geschichten, die ich erzählte.

Doch er fragte mich, ob ich mit ihm ins Kino wolle. Es war für diesen Tag sein Plan gewesen, einen bestimmten Film zu sehen, der gute Kritiken hatte.

So saßen wir Sitz an Sitz, unsere Schultern berührten sich und manchmal auch unsere Arme und Hände.

Dann gingen wir nur noch ein kleines Stück.

Er zeigte auf zwei Fenster auf der anderen Straßenseite, hinter der seine Wohnung lag.

Er suchte aus seiner Tasche eine Fahrkarte hervor, von der er mir sagte, er brauche sie nicht, ich könne damit nach Hause fahren.

Dann öffnete er noch einmal seine Mappe mit den vielen beschriebenen Papieren und übergab

mir ein kleines Heft: eine Anthologie, in der er eine Geschichte veröffentlicht hatte. Auch ein Bild von ihm war dabei.

Er strich mir sanft und freundlich über das Haar und verschwand.

Ich küsste über Stunden mein Kopfkissen und in einer Wolke von Seligkeit schlief ich ein.

Der nächste Tag: Mit zitternden Schritten betrat ich den Park. Die Bank war leer.

Sie blieb es den ganzen Nachmittag. Sie blieb es bis in die Nacht.

Sie blieb es an jedem weiteren Tag.

Ein halbes Jahr verging.

Da traf ich ihn doch noch einmal im Park.

Sein Kopf war auf einen Notizblock gesenkt und er schrieb, während er ging. Er sah mich, er grüßte flüchtig. Dann ging er weiter.

Ich wollte ihn rufen – mit seinem Namen, den er mir genannt hatte. Doch meine Kehle war wie zugeschnürt und entließ keinen Ton.

Eine Stille.

Ich habe noch nichts von seiner Erzählung in der Anthologie gesagt, die er mir geschenkt hatte.

Sie hatte einen seltsamen Titel: „Die Schattenfrau“. Sie handelte von einer Psychologin und ihrer Klientin, die immer von einer „Schattenfrau“ träumte, die sie begleitete und die dann auch in ihrem wirklichen Leben sichtbar wurde.

Und auch die Psychologin begann sie zu sehen, obwohl sie sie anfangs für einen Wahn hielt und ihre Klientin davon befreien wollte.

Sie bemühte sich sehr, ihre Klientin zu heilen, doch mehr und mehr ging die „Schattenfrau“ über auch auf sie selbst. Sie konnte keine Liebe empfinden, und sie kam aus einem Universum aus Kälte und Eis.

Ein Universum mit einer kalten Sonne, mit kalten Planeten, die sie umkreisten, mit kalten Sternen in einem kalten unendlichen Raum.

Alle Farben in diesem Universum aus Eis waren verblasst. Alle Musik, alle Töne waren verstummt. Geblieben war nur eine dröhnende Leere.

Sie griff jeden, der ihr zu nahe kam, bei der Hand, jene „Schattenfrau“, mit der Absicht, ihn in ihr Universum aus Eis hinüberzuziehen.

Jetzt spürte auch ich diese „Schattenfrau“, wie sie näher und näher kam. Erst nur in meinen Träumen, dann meinte ich sie auch, hinter mir im Spiegel zu sehen.

Ich fürchtete mich vor der Nacht. Ich fürchtete mich, mich schlafen zu legen und wieder zu fühlen, wie sie nach meiner Hand griff, um mich zu sich zu ziehen.

Ihre Stimme versiegt.

Die „Uferwächterin“ streichelt ihr sanft und liebevoll über den Kopf.

Ich wehrte mich. Ich trat und schlug nach ihr. Ich begann eine Ausbildung als Pflegerin. Ich wollte Menschen helfen, die sich allein fühlten, Alten und Kranken. Noch immer fühlte ich so viel Leben und Liebe in mir, dass ich anderen etwas davon abgeben wollte.

Und ich tat es zugleich, um auch mich zu retten.
 Nach über einem Jahr traf ich auch ihn erneut –
 den Mann mit dem zarten, schönen Gesicht – in
 einem Sanatorium, in dem Junge und Alte lebten,
 Menschen, die sich in ihrem Leben verirrt hatten
 und dort Betreuung erhielten.

Nach wenigen Wochen wurde ich an einen an-
 deren Ausbildungsort versetzt.

Es war mir in dieser Zeit nicht gelungen, ihm
 wirklich noch einmal näher zu kommen.

Doch wieder hatte ich ihn zu lieben begonnen.

Nach dem Tag der Verabschiedung wusste, ich
 würde in meiner Wohnung der „Schatten-
 frau“ wieder begegnen.

Noch ein weiteres Jahr ertrug ich es.

Dann gab ich es auf.

Ein Weinen beginnt sie zu schütteln.

*Wieder streicht ihr die „Uferwächterin“ liebe-
 voll über den Kopf.*

Er hätte mich nie zurücklieben können.

Er trug ein Geheimnis mit sich, eine Wunde.

Eine Wunde, die auch ich unmöglich hätte hei-
 len können.

Es gibt diese Wunden, die niemals heilen.

Ich spüre sie selbst – eine solche Wunde.

Es gibt keine Heilung dafür.

Wieder schluchzt sie.

Doch diesmal nur eine kurze Zeit.

Sie hebt ihren Kopf.

Die sagst: Doch -?

Jede Wunde wird einmal heilen – sagst du?

Keine Wunde ist ewig...

Sie verwandelt sich.

Sie wird etwas Kostbares.

Sie wird ein Geschenk. Sie wird etwas, das man
zuvor nie besessen hat.

*Sie blickt ungläubig zu der „Uferwächte-
rin“ hinaus.*

Ich soll auf das Meer blicken, sagst du?

Wenn es dich nicht mehr blendet, sagst du, wird
deine Heilung beginnen?

Sie blickt aufs Meer.

Noch immer schmerzt das Licht meinen Augen.
– Doch weniger als zuvor.

Sie blickt erneut. Sie übt, jedem Schmerz stand.

Die Szene versinkt langsam in Dunkelheit.

4.Szene

Sogleich wird es außen rechts wieder hell.

*Man sieht wie zuvor die Brüder, Friedbert auf
seinem Bett, Gerhart im Hintergrund.*

Die Stimme:

Ein Gedicht schreiben -:

Einen Gegenstand lieben.

Ihn aus dem arktischen Eis
benachbarter wie entlegener
Erdzonen schlagen
oder dem Kühlfach
unserer Gewohnheit entnehmen –

und tauen lassen
am Herzofen, ihn warmleuchten,
durchsichtig glühen.

Und wie ein Haus, bewohnbar,
der Welt zurückschenken.

Das Wintermärchen
vom nie schmelzenden Eis
ist zu Ende geschlafen
im Gedicht.

Berühren Sie dich selbst – diese Zeilen?
Mich berühren sie. Und mehr als alle anderen
Worte dies eine: lieben.

Es war dein Blick auf die Welt – jedenfalls in
jenen Momenten, in denen du deine Verse
schriebst.

Eine Stille.

Lukas – der dritte von uns. Von ihm will ich nun
sprechen.

In seinem Kopf reifte der Plan zu einem großen
Roman.

Etwas wie ein neuer Simplizissimus sollte es
werden, versetzt in die Gegenwart.

Die Einfälle überschlugen sich, immer neue Ge-
stalten tauchten auf, die sich in teils skurrilen
Abenteuern verfingen – und zunehmend in ei-
nem Dickicht, das mehr und mehr auch sein ei-
genes wurde.

In immer neuen Anläufen versuchte er, ein Gerüst der Ordnung in seine Prosa zu bringen, die sie in dem Gewirr der Handlungsfäden doch wie aus einem Guss erscheinen ließ, geglättet, stimmig und ausgereift.

Vergeblich.

Sein Anspruch an sich selbst war hoch, und daran scheiterte er zuletzt.

Sein gesamtes Manuskript, viele hundert Seiten dick, hat er schließlich verbrannt.

Tage später erfuhr ich von seinem eigenen Tod. Auch Lukas habe ich eins meiner Stücke gewidmet.

Und darin nicht verschwiegen, dass es über seinem Leben noch einen anderen Schatten gab, nicht nur den des gescheiterten Autors, einen Schatten, über den er nie sprach – bis auf ein einziges Mal und nur mit wenigen Sätzen, die doch das volle Ausmaß seiner eigenen Verwirrung und Selbstzweifel und Hoffnungslosigkeit offenbarte.

Ich sprach von unserem Trio, mein Bruder, zu dem du gehörtest – und schließlich auch ich:

Der andere Glücklose und Gescheiterte.

Der sich doch immer wieder gegen alle Glücklosigkeit auflehnte und seinem Ziel treu blieb: ein Theaterautor zu sein.

Ich widmete ein Stück auch mir selbst.

Auch an diesem sollst du teilhaben.

Doch will ich damit noch warten.

Es geht turbulent darin zu.

Und es gibt viel Gereimtes dabei –

obwohl ich den Reim sonst nicht schätze, er ist
zu abgenutzt. Doch wenn es um Launiges und
Heiterkeit geht, erfüllt er noch seinen Zweck.
Uns bleibt noch ausreichend Zeit.
Wenn meine Zeit auch abläuft – wie ich es sicher
spüre.
Zu allem will ich dein Urteil hören.
Doch gönne mir erneut eine Pause.
Rechts wieder Dunkelheit.

5.Szene

*Erneut strahlt das Meer auf.
Die Küstenwächterin sitzt wieder allein.
Es nähern sich zwei Männer von links.
Sie verharren kurz. Ihre Gesten zeigen an, dass
sie streiten.
Schließlich kommen sie doch bis an den Felsen
der Uferwächterin heran.
Es sind Lars, der Börsenspekulant, und Björn,
der Landtagsabgeordnete.*

Lars: Niemand bringt sich um - nur dafür, dass er gegen seine Parteigenossen loyal blieb.

Gewiss: Einer – leider - doch nur ein einziger musste dabei über die Klippe springen.

Björn: Es war der, der im Recht war.

Loyal bleiben hätte bedeutet, sich an seine Seite zu stellen.

Niemand bringt sich um, weil er über Nacht sein Vermögen verloren hat.

Jahrzehnte lang gut gelebt, von immer einträglichen Börsenspekulationen. Was jammerst du?

Lars: Du hast es niemals erlebt – : von einem Tag auf den andern in die Armut zu fallen.

Kein Dinner mehr im Luxushotel. Keine schnittigen Sportwagen mehr.

Stattdessen: Suppenküche. Ein rostiges verbeultes Fahrrad unter dem Hintern.

Björn: Dafür erschießt man sich nicht.

Lars: Nicht allein dafür, nein.

Wir reden aneinander vorbei.

In den Tod trieb mich – mehr als die lästige Armut – das andere, das vorher geschah.

Hast du mir zugehört?

Björn: Wovon redest du jetzt?

Lars: *winkt ab. Er verweigert die Antwort.*

Björn: Ich hatte begriffen: Eine Intrige war gegen meinen Parteilfreund gesponnen worden.

Man wollte ihn zu Fall bringen.

Er hatte keine Papiere unterschlagen.

Doch die Anklage stand unwidersprochen im Raum.

Nicht wenige durchschauten das Spiel. Und verfolgten es doch nur mit leiser Belustigung und heimlicher Schadenfreude.

Man misshagnte ihm die neu bekleidete Position.

Keiner hatte den Mut – nicht den Mut und den Anstand, ein rettendes Wort für ihn einzulegen.

Auch ich versagte.

Stunden bevor er in der geschlossenen Garage den Motor zum Laufen brachte und das Kohlenmonoxid zu atmen begann, rief er mich an und

bettelte, ich solle zu seinen Gunsten die Seite wechseln und die Intrige offen legen.

Ich hätte es tun müssen. Ich hatte jeden Anstand vergessen.

Lars: Nochmals sage ich: Dafür betrinkt man sich nicht und rast betrunken gegen den nächsten Baum. – Geht es nun irgendwem besser damit?

Björn: Dann sage jetzt du, was ich verpasste: Was der eigentliche Grund dafür war, dir die Kugel zu geben?

Lars: Meine Börsengeschäfte.

Ich betrieb sie gewissenlos.

Wie ich das Geld vor mir anhäufte, so zerstörte ich es.

Aktienankäufe. Aktienverkäufe.

Immer die Nase klug im Wind.

Tausende fauler Kredite stieß ich ab und machte noch einmal das Geschäft meines Lebens.

Gleichzeitig riss ich Tausende in den Abgrund, in den Bankrott.

Es rührte mich nicht.

Björn: Es war dein Geschäft.

Freilich nicht gerade edel.

Jeder Börsenmakler hätte gehandelt wie du.

Lars: Macht es das besser?

Er blickt auf die „Uferwächterin“, die unbeweglich auf ihrem Felsen verharrt.

Meintest du vorhin, es hätte uns jemand gerufen?

Etwa diese Frau, die so unbeweglich auf ihrem Felsen hockt, wie es der Felsen unter ihr ist...

Sie ist stumm.

Oder taub.

Oder beides.

Gehen wir wieder.

Björn: Du meinst, ich könnte mich geirrt haben?

Niemand hat uns gerufen? –

Doch sage ich dir: Ich bin es leid, ewig in dieser schattigen Bucht zu hocken. -

Gut. Also gehen wir wieder.

Irgendwen finden wir schließlich, der uns eine Auskunft geben kann, wie wir fortkommen von hier.

Sie bewegen sich ein Stück nach links.

Lars: *dreht sich wieder zur Küstenwächterin um*

Irgendwie habe ich das Gefühle, wir haben hier soeben etwas versäumt.

Björn: *hält auch an* Und irgendwie werde ich den Gedanken an meinen Parteifreund nicht los.

Schließlich hat er eine Frau und zwei Kinder zurückgelassen, als er...

Lars: Weißt du, was ich da eben denke?

Jeder von uns versucht, dem anderen sein schlechtes Gewissen auszureden.

Und jedes Mal sind wir es selbst, die sich einreden, wir müssten ein schlechtes Gewissen haben.

Björn: Ja.

Und glaube ja nicht, du könntest mir dieses schlechte Gewissen und diesen Funken Anstand, den ich noch selber habe, ausreden.

Mein schlechtes Gewissen ist allein meine Sache.

Lars: In diesem Punkt verstehen wir uns.

Auch ich bitte, dass du mein schlechtes Gewissen respektierst.

*Beide verschwinden nach links.
Es wird dunkel über der Szene.*

6.Szene

*Licht auf der rechten Seite.
Friedbert und sein Bruder zusammen.*

Die Stimme:

Heimkehrend aus den Schauspielen
des Bösen, in die wir stürzten,
Sümpfe der Süchte, der Schrecken,
angedunkelt, zeitalterlang,
vom schwarzen Traum der Erde –

benennen wir ihren Sinn:
Wir wurden unseres Gutseins gewahr
in unbestechlicher Klarheit;
unserer Schönheit gewahr,
der eigenen Helle und Kraft.

Kristallen und gläsern geworden
in den gewesenen Klagestunden –

nun wieder angerührt,
schwebend leicht,
vom schimmernden Zustand des Glücks –

Große Seele: mein Schiff

der tausend Glückskammern.

Treibend durch Ozeane
tausendstufiger Zartheiten,
Zärtlichkeitswasser,
Mächtigkeiten, tausendstufiger
machtvoller Zartheitsgewalt.

Heimkehrend, wunschlos,
in die schlanke Flamme meiner Freude –

Nur noch mein eigener Stern,
mein eigener Kompass, mein Kurs.
Mein sicheres Segel. Mein Sinn.

Mein Selbstverwundern. Meine Musik:
der helle Gesang der Lust.
Strömend über dem Wasser
aus klarem Ernst. Aus dunkler
purpurner Tiefe.

Mein eigener Stern und Kurs.
Frei in der Ausfahrt zu allen
benachbarten, allen entlegenen
Freundschaftsküsten.

Frei in der Einsamkeit.

Friedbert: Ich habe von Lukas gesprochen.

Und ich sagte bereits, ich habe ihm eines meiner
Stücke gewidmet.

Genauer gesagt, ist es ein „Stück im Stück“ – also eines aus einem noch anderen größeren, von dem du ebenfalls noch etwas sehen sollst.

Du weißt, dass mir auch in meinen Stücken Poesie immer ein wichtiges Anliegen war.

Eine Poesie der Sprache doch noch mehr eine der Handlung.

Dialoge können nur in seltenen Fällen poetisch sein. Denn die Menschen sprechen nicht poetisch – leider. Will man sie überzeugend darstellen, hat man keine Wahl, als sie natürlich sprechen zu lassen.

Also – um zu meinen Worten „Poesie der Handlung“ zurückzukommen: Erwarte keine biographische Darstellung, die eins zu sein eins ein Leben nacherzählt.

Lukas etwa stirbt in einem Gasthaus, das ich das „Gasthaus der Schwarzen Sonne“ nannte. Etwas wie ein Hospiz - und doch etwas anderes.

Alle, die dort einkehren, warten auf ihren baldigen Tod. Er wird ihnen in einem Becher überreicht mit einer Substanz, die den Trinkenden rasch in einen Schlaf sinken lässt und dann tödlich wirkt. Jede Woche darf einer einen solchen Becher leeren, und kann man sich auf den nächsten Todeskandidaten nicht einigen, so bestimmt ein Losverfahren, wer der nächste sein darf.

Alle dort Eintreffenden sind lebensmüde und einige erwarten mit Ungeduld ihren Tod. Ob sie ein körperliches Leiden haben, ist nicht von Belang. Auch die Seele kann tödlich erkrankt sein

– und den dringenden Wunsch haben, ihr unerträglich gewordenes Leiden abzukürzen.

Und auch Alter der Eintreffenden spielt keine Rolle.

Eine Bedingung freilich gibt es.

Die Lage des Sterbensmüden muss aussichtslos sein. Mit seiner Lebensgeschichte muss er darlegen, dass es in der Tat keinen Ausweg mehr für ihn gibt. Dann wird er auf die Liste der Todeskandidaten gesetzt.

Übrigens: Den Namen Lukas habe ich, zu seinem Schutz, verkürzt auf den Namen Luk.

Und Laika, die junge Frau, die so sehr hoffte, einen Liebhaber in ihm gefunden zu haben, wirst du wiederfinden in diesem „Stück im Stück“. Doch einen Platz auf der Liste der Todeskandidaten hat sie nicht. Man bot ihr an, in diesem Haus eine Zeit lang als Pflegerin zu arbeiten. Und so treffen beide unvermeidlich wieder zusammen.

Eine Pause.

Bruder – noch etwas anderes habe ich dir hier mitzuteilen.

Ich weiß nicht, ob ich es träume, ob es eine Halluzination ist oder etwas doch ganz Reales.

Immer wieder fühle ich mich an entferntes – oder vielleicht doch nahes – Ufer versetzt, über dem ein rot glühender Himmel leuchtet.

Es ist nicht zu bestimmen, ob es ein Morgen- oder Abendhimmel ist. Möglicherweise ist es beides zugleich.

Das eigentlich Seltsame jedoch: Ich sehe eine immer gleiche Gestalt an diesem Ufer sitzen – immer mit mir zugewandtem Rücken, so dass ich nicht sagen kann, wer es ist. Doch zweifellos ist es eine Frau.

Und immer wieder tauchen Gestalten auf. Sie kommen aus den Buchten, in denen sie manchmal Jahre verbracht haben, jedenfalls eine schwer benennbare Zeit, und sie fühlen sich plötzlich hingezogen zu jener Frau, die dort zu jeder Zeit auf einem Felsen am Ufer sitzt. Immer wieder handelt es sich um Gestalten, die ihrem Leben selbst ein Ende gesetzt haben, und sie kommen zu dieser geheimnisvollen Gestalt am Ufer, um ihr aus ihrem Leben zu berichten.

Und noch seltsamer: Einige dieser Gestalten sind mir bekannt. Du erinnerst dich an Rita und Arndt? Gewiss erinnerst du dich. Arndt wollte Kunstmaler werden, und ohne Zweifel hatte er das Talent dazu. Was du nicht wissen kannst: Beide sind sie den Drogen verfallen, mit denen sie zunächst harmlos experimentierten, bis die Sucht sie fest und unbarmherzig im Griff hatte, und sie beendeten ihr Leben schließlich mit einem „Goldenen Schuss“.

Warum sehe ich sie an diesem Ufer, das diese seltsame magische Ausstrahlung hat?

Und was mich zuweilen erschreckt: Es tauchen Gestalten auf, die mich an Personen erinnern, die eine tragende Rolle in einem meiner Theaterstücke spielten - als hätte ich sie bereits im

Voraus gekannt; oder in meiner Fantasie tatsächlich erschaffen, und nun sind die plötzlich real.
Er versinkt für einen Augenblick in seinen Gedanken.

Ich könnte dir mehr zu diesem Thema berichten.
 Doch ich habe dir etwas anderes versprochen:
 dich mit den Gestalten meiner Theaterstücke bekannt zu machen.

Dunkelheit.

7.Szene

Zunächst nur mattes Licht.

Das Folgende spielt sich ganz im vorderen Teil der Bühne ab.

Das Meer dahinter mit seinem feurigen Himmel liegt im Dunkel.

(Ideal wäre hier ein zweiter Bühnenvorhand, der den hinteren Teil ganz verdeckt.)

Die auftretenden Personen agieren in einem Lichtkegel.

Ein klar zu vernehmendes Singen setzt ein.

Es ist das von Brahms vertonte Lied „In stiller Nacht zur ersten Wacht ein Stimm begann) zu klagen“.*

(Besonders eindrucksvoll wird diesen Lied von dem Countertenor Andreas Scholl vorgetragen; er wäre hier die erste Wahl; er ist im Internet leicht zu finden.)

**) Dialektform geändert*

Schließlich hört man Stimmen.

Man blickt nun auf eine Bank, hinter der sich ein Reben-bewachsenes Gitter befindet. Außer der Bank gibt es drei Stühle. Rechts im Hintergrund sieht man

ein Schild mit den deutlich lesbaren Worten: „Gasthaus zur Schwarzen Sonne“.

Wenige Meter vor der Bank steht ein offener Sarg. Drei Frauen sind eingetroffen, die eine sehr alt, die zweite noch etwas jünger doch auch schon sie mit einem welken Gesicht, die dritte noch relativ jung. Diese dritte ist Laika, dieselbe Schauspielerin, die schon einmal zu sehen war und die auch hier Laika heißen wird.

Ebenso treffen zwei Männer ein, beide schon alt.

Es folgt ein noch jüngerer.

Zuletzt erscheint eine Frau mit einer Maske, die ein junges Gesicht vortäuscht, ein Gesicht mit einem künstlichen Lächeln.

Noch immer hört man das bereits genannte Lied, das aber leise geworden ist und wie in eine Ferne gerückt scheint.

Die zuvor gehörten Stimmen und Worte waren: „Eine Geschichte, eine Geschichte...“ Offenbar hat man sich hier versammelt, um eine Geschichte zu hören. Alle haben inzwischen Platz genommen – die Frau mit dem welken Gesicht und die Frau mit der Maske jeweils auf einem der Stühle, die beiden Männer auf der Bank, zwischen ihnen die alte Frau, wobei einer der Männer ihre Hand zärtlich in seiner hält; ganz außen auf der linken Seite der Bank sitzt Laika.

Der noch jüngere Mann bleibt beobachtend stehen. Er ist ein Pfleger.

Die Frau mit dem schon welken Gesicht: die auf einem der zwei Stühle Platz genommen hat, beginnt, einen Zettel mit Stichworten in der Hand, zu erzählen.

Das Mädchen wuchs ohne Eltern auf in dem kleinen verwinkelten Haus einer Großtante, die wortkarg und griesgrämig war. Die einzigen zwei Fenster lagen im Schatten zweier hoch gewachsenen Kastanien, so dass nur selten ein helles Sonnenlicht die Zimmer erreichte.

Manchmal erschien der Großonkel zu Besuch, der von dem noch kleineren Mädchen doch kaum Notiz nahm, und fast immer, wenn er kam, begann ein lautstarkes Streiten zwischen ihm und der Großtante, so dass er auch bald wieder verschwand.

Das Mädchen fragte die Großtante, wo seine Eltern seien, doch sooft sie fragte, hörte sie immer nur: „Am Ende der Welt“. Diese Antwort gab das Mädchen schließlich auch den anderen Kindern, die sie fragten. Und die hörte sie sagen: „Es gibt kein Ende der Welt“. Das war seltsam und eigentlich unvorstellbar. Sollte die Welt unendlich sein?

Einmal sperrte die Großtante sie, weil sie versehentlich ein Geschirr zerschlagen hatte, zwei Tage lang in den Kohlenkeller ein. Seitdem stotterte sie. Und sie war viel Spott und Gehässigkeit ihrer Mitschüler und anderer Kinder ausgesetzt.

Den Gedanken an Vater und Mutter, die alle anderen Kinder doch hatten, konnte sie nicht vergessen. Und einmal fand sie im Bücherschrank der Großtante ein Fotoalbum, in dem sie zu blättern begann.

Ein noch jüngerer Mann mit feinen, weichen Gesichtszügen erscheint.

Er wendet sich an den anderen Mann, den Pfleger.

Der jüngere Mann: Ist es möglich, hier die Wirtin zu sprechen?

Der Pfleger nickt und winkt ihm mitzukommen.

Sie entfernen sich in Richtung des Hauses.

Laika: *flüsternd* Er ist es, Luk...

Es ist Luk, ohne Zweifel...

Sie erhebt sich einen Moment, um ihm zu folgen, gibt dies doch schnell wieder auf.

Die Frau mit dem welken Gesicht: *fährt fort zu erzählen.*

Und in diesem Album, von dem ich sprach, entdeckte sie plötzlich zwei Bilder von einem jungen lachenden Paar, und auf Anhieb sagte ihr eine innere Stimme, dass dies ihre Mutter und ihr Vater sein mussten.

In der folgenden Nacht träumte sie, dass beide lebten – wenn es auch weit von hier und irgendwo am Ende der Welt war. Und sie wachte auf mit dem festen Entschluss sie zu suchen.

Die beiden Fotos verbarg unter ihrer Bluse direkt über dem Herzen, und sie wusste, dass sie für ihre Suche nur einem Plan folgen musste, den sie nach jenem Traum am Morgen aufgezeichnet hatte.

So brach sie auf.

Der Weg führte sie durch dunkle Wälder, an breiten Flüssen entlang, durch weite Steppen und Einöden. Nachts schlief sie im Gras oder unter einem Gesträuch, sie ernährte sich von Beeren und Pilzen, von wilden Kirschen und Äpfeln.

Manchmal, wenn sie auf Leute traf, fragte sie sie, ob sie Mutter und Vater kannten, und sie zeigte ihnen ihre zwei Fotos. Niemand kannte sie - bis auf einen einzigen Mann, der behauptete, ihr Vater sei ein reisender Kaufmann, der es zu einem großen Vermögen gebracht hätte.

Dann träumte sie wieder von ihm. In jedem Fall war er groß und stark, und es war sicher, er würde sie vor allem Bösen beschützen können; und sie träumte auch von der Mutter, beide hatten sie damals nicht aus Gleichgültigkeit oder gar Bosheit sondern aus Armut verlassen.

Jahren vergingen.

Schließlich traf sie auf einen Zauberwald. Er hatte diesen Namen erhalten, weil viele Menschen sich darin verirrt und manche nie wieder einen Ausgang fanden. Zum anderen winkte dem, der ihn schließlich durchquerte, das Versprechen, dass sich der tiefste Wunsch seines Herzens erfüllen würde.

Immer der Stimme ihres Herzens folgend gelang der nun jungen Frau die Durchquerung des Walds. Und was sie vorfand, das war eine Reihe von kleinen Häusern, die sich gut geschützt hinter hohen Hecken verbargen. Hinter einer dieser Hecken hörte sie Kinderstimmen und Kindergeschrei, sie stritten und spielten und stritten wieder.

Und als sie die Hecke schließlich durchdringen konnte, da erkannte sie sie: Vater und Mutter, die die Gestalt von Kindern hatten und nicht aufhören konnten mit ihrem Streit. Sie nahm auf der nahen Gartenbank Platz und winkte sie zu sich, dann zog sie beide auf ihre Knie. Sie wiegte und schaukelte sie und flüsterte ihnen tröstliche Worte ins Ohr und trocknete die Tränen auf ihrem Gesicht.

Sie hatte sie endlich gefunden, die sie so lange gesucht hatte, und für einen kleinen Moment leuchtete ein Funken Glück in ihr auf, tief aus tiefster Tiefe des Herzens.

Der noch jüngere Mann – der hier die Rolle des Bert-holds spielt und im Weiteren nur in der verkürzten Form „Bert“ genannt wird – kehrt wieder zurück.

Luk.: Man schickte mich zurück.

Ich solle eine kurze Zeit noch warten.

Man rückt auf der Bank noch etwas zusammen, so dass er ebenfalls Platz nehmen kann; ganz rechts.

Seine Augen wandern flüchtig die anderen Versammelten ab. Doch Laika, deren Augen hell aufzuleuchten beginnen, scheint er nicht zu erkennen.

Die Alte: *die Blicke auf den Sarg gerichtet* Vor einer Woche erst war sie es, die mir allerliebste Freundin, die dort im Sarg lag...

Wie schön sie plötzlich war.

Wie friedlich ihr Gesicht.

Noch friedlicher als in den letzten Tagen, wo sie zu mir sagte: Wie wunderbar die Welt auf einmal ist.

Nie habe sie das Singen der Vögel so gehört wie jetzt.

Nie war das Rauschen in den Bäumen so süß wie es jetzt war.

Sie entdeckte, dass ein Grashalm voller Zauber ist.

Der Tau. Ein Wassertropfen. Alles Zauber.

Nun, da sie Abschied nehmen kann, ist alles neu, sagte sie.

Alles war grau geworden. Seit Jahren wuchs ein Netz aus grauen Fäden um sie.

Es blieb eine Welt von grauen Bäumen. Grauen Blüten. Grauen Vögeln.

Grau alle Pflanzen. Grau der Duft der Gärten. Grau der Wind darin.

Und grau der Glanz der Sterne. Grau der Mond.

Mehr und mehr umschloss sie dieses Netz wie eine undurchdringliche Wand.

Sie atmet tief durch.

Jetzt ist sie erlöst.

Der Pfleger erscheint wieder, einen Papierbogen in der Hand.

Er geht direkt auf Luk zu.

Der Pfleger: Die Wirtin macht noch ihren Rundgang durch die Krankenzimmer.

Hier ist ein Fragebogen.

Er überreicht Lukas das Papier.

Er entdeckt, dass von Luks Hals ein kleiner Beutel auf den Rücken hinabhängt.

Wenn ich die eine Frage stellen darf: Dein einziges Gepäck?

Luk: Mein einziges.

Pfleger: Ich bin hier Pfleger im Hospiz. Verabreiche die Spitzen und verteile die Tabletten.

Keiner soll Schmerzen leiden ehe er stirbt.

Schmerzen – wozu?

Er zieht eine Flasche aus seiner Hosentausche hervor und nimmt einen kräftigen Schluck.

Nochmals der kleine Beutel dort auf deinem Rücken.

Etwas Kostbares?

Luk: Nicht mehr.

Und war es wohl auch nie.

Wenn du es fühlen willst – hier greife es und fühl!

Er zieht den Beutel nach vorn.

Pfleger: befühlt ihn Was ist es?

Luk: Asche.

Pfleger: Asche?

Luk: Asche, ja.

Pfleger: *nimmt wieder einen Schluck aus seiner Flasche.*

Etwas wie eine Urne. Ein Verstorbener darin?

Luk: So ähnlich könnte man es sagen.

Wenn du nach diesem Beutel fragst:

Vor Jahren glaubte ich, ich würde eines Tages – wenn auch fern – ein Buch in meinen Händen halten, in schönem Druck, mit vielen hundert Seiten, gut editiert. Ein Buch mit meinem Namen.

Pfleger: Du schreibst Bücher?

Luk: Dies tat ich, über Jahre, ja.

Er hebt kurz den Beutel an. Hier siehst du, was daraus geworden ist.

Hunderte von Seiten: ein wirres Spiel der immer neuen wirren Abenteuer, dazwischen Reflexionen über Trauer, Freude, Liebe, Sehnsucht. Über Vergeblichkeit und Zweifel und Verzweiflung.

Vom Haus her beginnt leise ein Saxofon zu spielen.

Pfleger: Du hast dein Werk verbrannt?

Luk: Ich hatte nichts zu sagen.

Nichts, was nicht schon tausend Mal gesagt war:

Dass unsere Lebenslinien wirre Fäden sind.

Dass Liebe immer nur ein kurzer Rausch ist. Und

dass, was ohne Liebe bleibt, ein grauer Alltag ist.

Dass wir in einem permanenten Wettlauf uns betäuben, jeder gegen jeden. Dass wir gieren nach Besitz und Macht, nach Einzigartigkeit, alles was uns aus unserer Winzigkeit erlöst.

Dass alles Wahnsinn ist und dass wir trotzdem leben.

Pfleger: Das, in der Tat, klingt bitter.

Luk: Und war doch alles schon gesagt.

Dass auf der Welt das böse Lachen oft das gute über-tönt.

Dass wir uns hilflos einen Gott erschaffen, der uns
Gerechtigkeit verbürgen soll und Sinn. Und dass die
Wahrheit gottlos ist, ohne Gerechtigkeit und sinnlos.

Pfleger: Ich sehe eben – durfte ich mir diesen Blick erlauben?

– was du als deine Krankheit einträgst:

Hoffnungslosigkeit.

Du kannst an einen Gott nicht glauben?

Luk Gott?

Wenn es einen Gott gibt, dann hält er seit Jahrtau-
senden sich gut versteckt.

Ich sehe einen Sturzbach voller Blut, den man Ge-
schichte nennt. Ein ewiges Szenario des Kampfs um
Macht, bei dem der Stärkere den Schwachen
schlachtet – roh, erbarmungslos.

Kein Gott greift ein. Ob Frau, ob Kind, ob Greis, wehr-
los und ohne Schuld – die Schlächter der Geschichte
schonen keinen.

Wo wäre Gott?

Ein Rufen vom Haus.

Pfleger: Entschuldige mich.

Man ruft mich eben.

Weiterhin spielt das Saxofon.

Die Frau mit der Maske wendet sich an Lukas.

Die Maskenfrau: Dich wundert meine Maske.

Sag es nur. Ich werde oft gefragt.

Luk: *zuckt nur gleichgültig mit den Schultern.*

Maskenfrau: Wer eine Maske trägt, hat etwas zu verbergen.

So denkt es jeder.

Warum fragst du nicht?

Luk: *zuckt wieder nur gleichgültig mit den Schultern.*

Die Maskenfrau: Du bist gekommen, weil du hier sterben
willst.

Blick in den Spiegel:
Du bist jung und schön.
Man sollte dich bestrafen nur für den Gedanken.
Todesstrafe!
Nein, zu sanft.
Die Strafe: hundert Jahre weiter leben.
Dann sprechen wir uns wieder...
Auch ich fand keinen Gott in meinem Leben.
Mein Glaube war mein Tanz.
Sie steht auf und macht zu den Klängen des Saxophons ein paar Tanzbewegungen – mit großer Eleganz und Grazie.
Ein junger hübscher Mann, der meinen Schritten zuschaut – ich genieße es.
Sie tanzt.
Ich habe es genossen, seit ich ein junges Mädchen war. *Sie tanzt.*
Man applaudierte mir – auf kleinen und auf großen Bühnen, manchmal mit stehenden Ovationen.
Je mehr ich so gefeiert wurde, desto mehr doch auch begann ich schlecht zu werden...
Innen.
Sie tanzt.
Ich spielte mit den Männern. Dass sie mir zu Füßen lagen, war mein Rausch. Mit meinen Hüften, meinen Brüsten schlug ich sie in Bann und zog sie mit mir wie an Marionettenfäden.
Ich ließ sie tanzen – nur scheinbar tanzte ich für sie.
Konkurrenz ertrug ich nicht.
Jeder Applaus für die andern war für mich ein kleines Nesselfieber.
Die Musik des Saxofon verstummt.

Sie hält an.

Ich wurde schlecht.

Immer noch schlechter als ich war.

Sie kehrt wieder auf ihren Stuhl zurück.

Ich wurde hässlich.

Und eines Tages brach die Hässlichkeit an meinem Körper aus.

Ich konnte sie im Spiegel sehen: eine Schuppenflechte über Hals und Schulter. Wie eine Schlange kroch sie höher, mit Tüchern nicht mehr zu verdecken. Sie nistete sich ein um meine Augen, meine Nase, auf den Wangen...

Sie zieht an ihrer Maske. Willst du sie sehen?

Sie winkt ab, rückt die Maske wieder zurecht.

Ich selbst ertrag sie nicht: die Blicke in den Spiegel.

Ihre Stimme wird härter und kälter.

Es ist gerecht.

Es blickt mich nur das Scheusal an, das ich geworden bin.

Die Freude, die mir blieb:

Den ungelenkten Akrobaten auf dem Seil zu sehen – wie er balanciert.

Wir alle balancieren.

Und eine leise Stimme fragt im Zuschau:

Ob er, der andere, wohl stürzt?

Wenn es geschähe – welches Schauspiel! faszinierend, wunderbar!

Kein Mitleid... Überall, in jeder Faser, nistet Spott in mir und Bosheit.

Auch jetzt. Ich hasse dich für deine Jugend. Deine Schönheit.

Wie ich mich selber hasse. Mich und alle andern.

Luk: *nach einer Stille* Auch du hast keinen Gott erkennen können.

Wie ich.

Zwei Rätsel aber blieben.

Die Maskenfrau: Zwei Rätsel?

Luk: Das eine: die Musik.

Der Sog, der mich ergreift beim Lauschen auf die Kantilene einer Klarinette. Oder wenn eine Cellosaite tönt, erhaben und in dunklem Trost. Wenn eine Geige jauchst. Wenn alle diese Instrumente sich umarmen – diese Geflechte, funkelnd, tausendfach. Erhabenheit und wilder hemmungsloser Tanz zugleich. Wie konnte das hervorgehn aus dem toten heißen Staub noch ungeborener Sonnen? aus Gas und Sternenvolva unseres Ursprungs?

Und plötzlich denke ich: Der Ursprung war nicht Staub, nicht Gas. Der Ursprung war Musik.

Ihr folgte alles andere: der Staub, die Sonnen, die Planeten...

Die Maskenfrau: Das zweite Rätsel?

Bert: Die Schönheit und der Zauber, der auf einem menschlichen Gesichts erscheinen kann.

Nur selten. Nicht auf meinem. Dort erkenne ich sie nicht.

Jedoch erscheint sie - dann mit ungewöhnlicher Magie.

Schönheit und Lächeln in den Augen einer jungen Frau.

Von gleichem Zauber – nein, noch schöner und noch heiliger: das Lächeln eines Knaben.

Des einen jedenfalls, von dem ich spreche.

Tadzio – so nannte ich ihn scherzhaft für mich selbst – wie der Erzähler ihn genannt hat, der bekannte, in der vielgelesenen Novelle...

Kein Kind. Ein Junge, der zum Mann heranwuchs – und doch noch fern vom Mannsein.

Ein Junge, dessen Blicke goldene Pfeile in den Himmel schossen – nach Wolken, Sternen und nach Meteoriten.

Und dessen Blicke doch schon leise listig funkelten. Und leise funkelnd sagten, dass sie schon das erste Feuer des Begehrens kannten.

Mein Unglück war: Er lächelte zurück.

Diese Magie und Mächtigkeit des Lächelns!

Das Schwerelose seines Gangs. Zugleich so unbeirrt und stark. So völlig eins mit sich. Ein Wunderwerk des Gleichgewichts...

Magie und Abgrund dieses Lächelns...

Kein Entrinnen!

Ich blickte in den Spiegel – sah diesen Mann an, den ich selbst nicht mehr begreifen konnte: verwirrt und krank von einer Sehnsucht, deren Ziel doch nie erreichbar war.

Er erschien in meinen Träumen. Er zeigte mir ein Buch. Ich kannte es: Platon – sein Hohelied der Jünglingsliebe. Er sprach zu mir: Siehst du – da steht es. Was bedrückt es dich? – Er lachte, lachte dieses helle Lachen, listig, spielerisch, von halbgewusster eigener Verführungsmacht...

Ein Traum! Die schöne Schöpfung meines leidenden und kranken Hirns.

Es trieb mich in die Flucht. Ich hoffte so auf Heilung.

Doch Tazio war überall... Blieb er auch manches Mal für Tage aus, stand er doch plötzlich wieder vor mir – mit diesem hellen Lachen, das ich kannte... Erfüllt von diesem Zauber, der mein Herz zum Tanzen brachte.

War es Krankheit?

Ich war dem Sog verfallen.

Hoffnungslos. -

Erneut versuchte ich die Flucht. Verbannte mich für Wochen in mein Haus.

Dann traf ich ihn doch wieder – mit einem fremden Jungen raufend und plötzlich Küsse miteinander tauschend, sichtbar mit Lust und völlig ohne Scheu.

Zwei Knaben, die sich liebten.

Ich blieb zurück, in einem kalten Wind.

In einer kalten Welt.

Allein. Allein.

Der Pfleger: *kommt zurück, er klatscht – um Aufmerksamkeit bittend - in die Hände Die Wirtin!*

Die „Wirtin“ erscheint, eine stattliche Frau, doch in schlichter Kleidung.

Sie trägt einen Korb bei sich, den ein großes wollenes Tuch bedeckt.

Wirtin: *mit harter Stimme Die Stunde ist gekommen.*

Jeder greift ein Los aus meinem Korb.

Die ihr hier sitzt – ihr seid die letzten.

In den Krankenzimmern hatte diesmal keiner das Glück, das Todes-Los zu ziehen.

Also die Chance – sie ist groß für euch.

Sie geht von einem zum andern.

Jeder greift ein Los aus dem Korb und entrollt es.

Die Frau mit der Maske schreit plötzlich auf.

Sie hat das Los mit dem Todeszeichen gezogen.

Die Maskenfrau: Nein. Ein Irrtum.

Ich griff verkehrt.

Nein. Ich will leben.

Die Wirtin: *reagiert mit Verwunderung.*

Sie hat den Todesbecher bereits aus dem Korb gehoben.

„Maskenfrau“: Ihr wollt mich sterben sehen?

Leblos liegen sehen dort in diesem engen Sarg?

Nein, ich will leben!

Ich will tanzen!

Ich habe meine Schminken, meine Puder, meine Schleier, meine Tücher. Meine Maske.

Ich will den Becher nicht.

Luk: *greift danach* Dann gib ihn mir!

Er hebt ihn zum Mund.

Laika: *springt plötzlich auf, tritt nahe zu ihm.*

Trink nicht! Trink nicht!

Sieh mein Gesicht an, meine Augen – die immer leuchten, wenn sie dich erblicken.

Wir kennen uns.

Erinnere dich! –

Jetzt mit leicht zitternder Stimme Du kannst dich doch erinnern?

Luk: Nur ungefähr...

Wer bist du?

Laika: *spricht mit anrührender, mit zitternder Stimme.*

Erinnere dich! Als wir an jenem Abend durch die nassen Wiesen gingen, Schulter an Schulter, zu unseren Füßen glitzerten die Gräser in der späten Sonne...

Du warst so heiter. Warst so gut gelaunt.

Du warst so sanft.

War es nur Mitleid?

Sag, dass es kein Mitleid war.

Luk: *nimmt einen ersten Schluck.*

Laika: Ich weiß, dass ich nicht schön bin.

Wenn du mich auch nicht lieben kannst – nicht wie ich dich –

Dann lass mich einfach nur in deiner Nähe sein!

Sie kniet sich nieder, direkt an seinem Schoß.

Nur irgendwo wo du bist.

Luk: Was auch geschehen sein mag zwischen uns –

Es war nie Liebe.

Und es wird nie Liebe sein.

Er leert jetzt den Becher mit einem einzigen Zug.

Laika sinkt weinend am Boden zusammen.

Lukas dreht den Becher um – demonstrierend, dass er ganz leer getrunken ist und stellt ihn auf dem Boden ab.

Ich träume diesen Traum:

Befreit und aufgelöst zu sein – mit jeder Zelle.

Verteilt auf tausend Gräser, tausend Blätter, verstreut in Regen, Sand und Wind.

Strömend in Bächen und in Flüssen, ein Teil von Algen und von Muscheln in den Meeren.

Dort rausche ich und bin vergessen.

Gelöscht der graue Fleck, der ich gewesen bin.

Gelöscht das Gift, die Bitternis; die Einsamkeit, das Frieren.

Wieder setzt der Gesang des Anfangs ein:

„In stiller Nacht zur ersten Wacht ein Stimm begann zu klagen...“

Was bleibt, auch ohne mich: das Wunder der Musik.

Dies Wunder, das so unerklärlich ist und das vielleicht
der Ursprung aller Dinge war...

Er fällt in sich zusammen.

Er stirbt.

*Alle zwei Strophen erklingen – während es auf der
gesamten Bühne wieder dunkel wird.*

8.Szene

*Langsam wachsendes Licht ganz rechts – wo
sich wieder das Zimmer Friedbergs befindet und
dieser wie zuvor aufrecht in seinem Bett sitzt.*

Ihm gegenüber sitzt wieder der Bruder.

Friedberg: Gerhard, guter Bruder...

Sag mir, wenn es dich quälen sollte – dies immer
gleiche Thema Tod.

Ich verspreche dir: Es wird dabei nicht bleiben.

Eins meiner frühen Dramen hast du hier gesehen.

Ein Stück, das seinen doch nur schmalen Platz
in einem andern hatte.

Ich übte noch.

Und doch schon häufig mit Geschick – und mit
Gedanken, die in die Tiefe gingen.

Jetzt lass uns wieder eine Pause machen.

Das tagelange Fasten – du weißt, wovon ich
spreche – hat mich schwach gemacht.

Und außerdem: Mir schwirrt der Kopf.

Ich prüfe jedes Wort erneut. Ob es genau an sei-
nem Platz sitzt, ob ich es gegen ein anderes tau-
schen möchte; ob es sich ungewollt an anderer
Stelle wiederholt.

Du, Bruder, weißt, wie hart der Kampf ist. Das Ringen um Vollkommenheit, die immer fern bleibt.

Nach einer Stille

Übrigens - ein Titel der Sammlung deiner eigenen Lyrik war:

„Die Buchten des fließenden Lichts“.

Ein Titel, der mich augenblicklich sonderbar berührte.

Wie bist du darauf gekommen? –

Er wäre wie geschaffen als Titel eines Stücks, wie du es eben siehst und das mein letztes sein wird.

Die rechte Seite versinkt in Dunkelheit.

Zweiter Teil

1.Szene

Erneut zunächst völlige Dunkelheit.

Ferner Chorgesang.

(Erneut sei auf das Stabat Mater von Dvorsak verwiesen.)

Die Stimme:

Die schädelsteinigen Ufer
in unserem Rücken –
nun spiegelnd nur
die silbrige Schüssel des Sees,
draus wir das Licht essen,
es schöpfend teilen im Stundenkrug.

Ich schenke an seinen Ufern
 dir diesen Baum,
 der mich lehrte das Aufrechtstehen,
 mich einzuädern in jeden
 steinigen Grund der Trauer;
 mich einzulieben in echolose,
 sternige Nachthallen,
 nicht zu erfrieren
 in meiner Nichtigkeit.

Ich schenke dir
 meine Nichtigkeit, meine Trauer.
 Das Licht meines Sees.

Denn alle Nichtigkeit,
 einströmend in deine,
 wird gewichtlos
 und nichtig sein. Lächelleicht.

Unsere vielnamigen,
 irrlichtigen Nichtigkeiten,
 die sich ineinander erlösen.

*Über der Bühne wird es – mit Ausnahme eines
 schmalen Streifens rechts – wieder hell.*

*Das bekannte Bild: das Ufer vor dem leuchten-
 den Meer; darüber die Farben des rotglühenden
 Himmels.*

*In der Mitte, wie immer unbeweglich, die „Ufer-
 wächterin“.*

Ein Mann im Alter von Mitte vierzig kommt von links, in schwarzem Anzug und mit Krawatte, eine äußerlich gepflegte Erscheinung. Es ist Urs. Er nähert sich der „Uferwächterin“.

Urs: Sind hier soeben zwei Männer aufgetaucht?

Der eine ein Börsenspekulant, der sein gesamtes Vermögen leichtfertig verspielte -?

Ein zweiter, den ich einmal „Partei-freund“ nannte und der sich als erbärmlicher Opportunist und Feigling offenbarte -?

Er hat die „Uferwächterin“ erreicht.

Man hat mir übel mitgespielt.

Er zieht zwei Stofftaschentücher aus seiner Anzugsjacke hervor, legt sie auf den Boden und nimmt darauf Platz.

Immer noch fühle ich Groll: dass er sich auf die Seite der Intriganten und Verleumder stellte.

Nein, so stimmt es nicht.

Zu denen, die intrigierten, gehörte er nicht.

Doch hätte er Partei ergreifen sollen – für mich. Ich brauchte kein Alibi. Ich brauchte nur die Wahrheit.

Die Unterschlagung von Haushaltsgeldern, die man mir unterstellte, war Verleumdung.

Die Papiere, die dies hätten widerlegen können, waren verschwunden. Andre waren umdatiert. Und man zitierte mich mit Sätzen, die ich nie gesprochen habe.

Ich solle die Kampagne durchstehn, sagte meine Frau. Die Wahrheit kommt von selbst ans Licht.

Doch da ist sie naiv.

Mein Ruf war ruiniert.

Ein falsches Gerücht, erst einmal in die Welt gesetzt... Nichts kommt dagegen an.

Seine Stimme wird leiser. Eines hatte ich nicht wirklich bedacht, als ich den Schlauch ins Auto leitete: den Schmerz, den ich meiner Familie bereitete; besonders meinen beiden Kindern, die mein plötzliches Verschwinden nicht wirklich begreifen konnten.

Von allen möglichen Selbsttötungsarten wählte ich die technisch simpelste – und wie man es auch sagen könnte: die feigste. Im Wagen sitzend ruhig atmend einschlafen, um nicht mehr aufzuwachen.

Das überhaupt war dies mein größter Irrtum: meine Vorstellung, nicht wieder aufzuwachen.

Eine Stille

Meine Kinder - ich hätte sie nicht im Stich lassen dürfen. Sie weinten an meinem Grab und sie weinten danach, tage- und wochenlang.

Und betrachte ich es genau, dann sage ich jetzt: Meine finanzielle Existenz war nicht in Gefahr, trotz allem.

Der gekränkte Ehrgeiz, den neuen Posten wieder zu verlieren, hat mich zu Fall gebracht.

Wieder eine Stille

Vor zehn Jahren blieb es mir erspart...

Und ich hätte noch tiefer fallen können, als es jetzt geschah.

Zwei mein-eidliche Falschaussagen vor Gericht.

Tatsächlich gab es etwas zu vertuschen.

Etwas das eine große Korruptionsaffäre hätte werden können.

Mit Poker-Mine log ich der Richterin frech ins Gesicht.

Dass man zwei andere, frühere Kollegen, dafür belangte, rührte mich wenig.

Schlaflose Nächte brachte mir die Sache schon.

Ich glaubte, alles wäre damit abgebußt.

Wieder schweigt er.

Es ist, als hätte mich ein alter Schatten eingeholt.

Und jetzt: Ich handelte in Panik. Die Furcht im Nacken, jener Fall vor nun zehn Jahren könnte wieder ans Licht gelangen und mich vollends niederreißen.

Es hilft mir, etwas besser zu begreifen, was ich tat.

Doch nicht genug.

Was bleibt, ist Reue.

Und sind die Tränen meiner Kinder, die ich nicht trocknen kann.

Gern würde ich es büßen.

Auch nochmals mit dem Tod.

Doch hier sich umzubringen, ist nicht möglich, wie ich begreifen musste.

Es bleiben nur die Buchten und die Grotten, in denen man nach einem solchen Leben, einem verpfuschten und gescheiterten, sich Schutz verspricht.

Das Licht strömt hell in alle Buchten.

Tritt man hinaus – man sieht es augenblicklich.

Viele wagen nicht einmal dies.

Das Licht – er blendet sie.

Und immer mehr noch blendet es, wenn man sich diesem Ufer nähert.

Man spürt: In diesem Licht liegt alles offen.
 Nichts kann man verbergen.
 Ich empfand gleichfalls Furcht – zu lange.
 Man kann in diesen Grotten auf Dauer nicht ver-
 weilen.
 Manche versuchen es – Jahrzehnte und noch
 länger.
 Sie spüren keine Zeit.
 Und doch: Ihr Unglück spüren sie.
Er fährt sich durch das Haar.
 Was rede ich da alles...
 Und schon wieder wünscht ein Teil von mir sich
 in den Schutz der Grotten zurück.
 Ein andere Teil ist froh, dies Ufer hier erreicht
 zu haben. Diesen Wind zu schmecken, diese
 andre neue Luft.
Er fährt sich wieder durch das Haar-
Er spricht weinerlich. Gute Frau – wer Du auch
bist:
 Vor dir sitzt ein zerstörter Mann.
 Es muss doch Hilfe geben, irgendwo.
 Weißt du, wie mir zu helfen ist?
Er ist ganz nahe an sie herangerückt und sein
Kopf sinkt nun in ihren Schoß.
Unverändert sitzt die „Uferwächterin“ mit dem
Rücken zum Publikum.
Doch man sieht, wie sie seinen Kopf sanft und
tröstend zu streicheln beginnt.
Dunkelheit über der Meereskulisse.

2.Szene

Die Stimme: *während über der ganz rechten Seite der
Bühne wieder ein sanftes Licht liegt.*

Sinkend und blind,
von Strömen und Schnellen
fortgetrunken, stundenlos, grundlos...
Manches Mal sacht
zu dunklen Ufern gestoßen –
war da nicht ein Pochen, ein Ruf?
Und wieder gegriffen und fortgeglitten,
Wieder getrunken von Flut...
Taglang, jahrlang.

Taumel und Traum
glitten hinab.
Und ließen nur dich –
wie das bittere Salz des Meeres,
nur ragender, wacher Kristall.
Nun: In erhabener Spanne
schaut auf dich der Raum.
Du bist Kristall – und von Lichtern
rinnt es rings in dich ein,
ergründet dich glühend.

Unter dir stürzt
zerrüttetes Leben dahin, zerschlägt
eine Hand im Zorn unsre Dächer,
tilgt unsere Schritte...
Doch aus deiner Mitte hervor

tritt neu jedes Lächeln,
 das dich erkannte und trug.
 Und unten begräbt nun die Zeit
 nur fade Schätze und Schatten.

*Die Meereskulisse leuchtet wieder in allem Far-
 benglanz auf.*

*Man hört, zunächst eher fern, eine Sopran-
 stimme – mit der Arie der Königin der Nacht aus
 der Zauberflöte. Auch die herausfordernden
 Spitzentöne dieser Arie meistert sie elegant.*

*Wieder von links erscheint eine Frau im schwar-
 zen Samtkleid und mit hochtoupierten Haaren,
 im Gesicht grell bemalt; ein violetter Seiden-
 schal weht weit den Rücken hinunter.*

*Als sie die „Uferwächterin“ erblickt, verstummt
 sie; doch ihren Weg an ihre Seite setzt sie fort.*

Es verstreichen einige Momente der Stille.

Die Sängerin: Es ist noch immer eine der Arien, mit
 der man den meisten Beifall erntet.

Wenn man sie meistert – wie ich es hier fast mü-
 helos wieder kann.

Die Königin der Nacht – die sich von einer für-
 sorglichen Mutter in eine Gestalt der Dunkelheit,
 voll Rachsucht und Hass, verwandelt.

Wenn sie mit bravouröser Stimme ihren Hass
 und ihre Mordpläne gegen den Tempelpriester
 Sarastro heraussingt, ist sie auf jeder Opern-
 bühne ein Star.

Seit ich mich entschied, Sängerin zu werden,
 war dies meine Traumrolle. Und auch als man
 mir voraussagte, dass dies harte Arbeit bedeute

und nur wenige Sängerinnen in der Lage seien, die akrobatisch hohen Spitzentöne zu erreichen und ihnen dabei auch noch Glanz zu verleihen, schreckte mich dies nicht ab; im Gegenteil, es spornte mich an.

Meinen ersten öffentlichen Auftritt hatte ich mit vierzehn, bei einem Schulfest. Mein drittes und abschließenden Lied war genau diese Arie, allerdings hatte man sie für mich drei Töne heruntergesetzt, was wiederum keinem auffiel. Ich erhielt viel Lob und Bewunderung, wie ich natürlich auch Neid zu fühlen bekam. Beides genoss ich.

Darf ich mich setzen?

Die „Uferwächterin“ nickt.

Die Sängerin nimmer ihren Seidenschal ab und setzt sich darauf.

Ihre Stimme wird leiser und lässt erstmals etwas wie Bedrückung spüren.

Ich erzähle diese Geschichte, um verständlich zu machen, dass ich von dieser Arie geradezu besessen war.

Ich überspringe jetzt viele Jahre – bis zu dem Zeitpunkt, als ich das Angebot erhielt, genau diese Rolle der Königin der Nacht in einem größeren Opernhaus zu singen. Mein Debüt auf einer Bühne von großer öffentlicher Beachtung, fast einer Weltbühne. Bisher hatte ich nur immer in kleineren Opernhäusern gesungen und auch dort nur in wenig beachteten Nebenrollen.

Der Mitarbeiter einer Musikagentur hatte mich entdeckt und machte mir das Versprechen, mich

groß herauszubringen. Nur als Randbemerkung füge ich an, dass ich bereits nach wenigen Tagen seine Geliebte wurde.

Die in Aussicht gestellte Gage übertraf, was ich sonst mit Mühe innerhalb eines ganzen Jahres verdiente, und ich übte fieberhaft. Ich spürte, der große Durchbruch, von dem ich immer geträumt hatte, stand kurz bevor.

Da richtete mein Musikagent, mein Geliebter, mir mit Bedauern aus, dass das Opernhaus sich unerwartet doch für eine andere Sängerin entschieden habe, leider habe er selbst sträflich versäumt, bereits einen festen Vertrag abzuschließen. Mir wurde als Ersatz eine Rolle als Chorsängerin angeboten.

Ich fühlte mich am Boden zerstört.

Bei den kommenden Proben machte ich mit meiner Rivalin Bekanntschaft. Eine Schönheit, dies musste ich zugeben, dass sie besser sang, war aus meiner Sicht reine Geschmackssache; und eigentlich, ehrlich gesagt, hielt ich mich weiterhin für die bessere.

Dann geschah es. Der vorletzte Probentag fiel auf ihren Geburtstag, man hatte ihr eine Torte mit brennenden Kerzen in die Garderobe gestellt. Sie hatte bereits während der Vormittagsprobe über Kopfschmerzen und große Müdigkeit geklagt, weil sie die Nacht auf der Unfallstation bei ihrem Großvater verbracht hatte. Am Nachmittag zog sie sich wie gewohnt in ihre Garderobe zurück.

Ich sah die Tür spaltweit offen und blickt hinein.

Dort lag sie, die Schönheit - in einen tiefen Schlaf gefallen. Ihr Halstuch hatte sie auf dem Tisch neben der Torte abgelegt, und in diesem Augenblick verselbständigten sich meine Finger, und ich schob das Halstuch noch etwas näher an eine der brennenden Kerzen heran.

Mich aus der Garderobe wieder herausschleichend, sah ich, dass es sofort Feuer gefangen hatte; dann schloss ich die Tür hinter mir.

Eine Viertelstunde darauf hörte ich die Sirene eines Feuerwehrwagens. Mein Körper zitterte. In Minuten verbreitete sich, was geschehen war, im ganzen Opernhaus: „Die Königin der Nacht“ – so wurde sie im Opernhaus nur noch genannt – hatte eine schwere Rauchvergiftung erlitten und sich Verbrennungen an den Armen und im Gesicht zugezogen.

Vom Fenster aus sah ich, wie man sie in den Krankenwagen transportierte und wie der Krankenwagen mit Blaulicht davonbrauste.

Der Direktion war auf Anhieb klar, dass sie in diesem Zustand nicht würde singen können. Man besann sich auf mich, immerhin war ich in die Rolle bereits eingeübt. Der große Premierenabend brach an.

Mein Körper zitterte. Ich fühlte mich unter einer Spannung stehen, wie ich sie nie bei einem meiner früheren Gesangsauftritte erlebt hatte. Die Arie des ersten Aktes überstand ich mit knapper Not, kein einziger Ton wollte sich mit wirklichem Glanz entfalten. Die zweite Arie, die berühmte Rachearie, wurde zum Desaster.

Meine Stimme klang grell, die Töne verrutschten mir und der Sprung in die akrobatischen Spitzentöne misslang mir vollends. Ich sang eine „Rachearie“ – und die Rache, das spürte ich, richtete sich gegen mich selbst.

Während des Schlussbeifalls verkroch ich mich in meiner Garderobe. Der Direkter und mein Musikmanager erschienen und ich hörte sie laut streiten. Mein Gesangsauftritt sei eine Katastrophe gewesen, und es gab Zuschauer, die ihr Geld für die teuer bezahlten Karten zurückforderten.

Dann sah ich nur noch bedauernde Blicke, keiner wechselte mehr ein Wort mit mir. Der nächste Aufführungsabend wurde neu besetzt, er wurde ein großer Erfolg, wie ich erfuhr. Ich steckte im Schlafzimmer meine Gardinen an, der schwere Stoff wollte nicht brennen, doch er löste ein heftiges Qualmen aus, und auf mein Bett ausgestreckt sog ich den Qualm tief in die Lungen ein.

Hier kam keiner, um mich zu retten.

Und dies war besser so. Hätte mich der Qualm nicht erstickt, ich wäre vor Scham gestorben – so unerträglich brannte sie, diese Scham. Die vernichtenden Kritiken über meinen Auftritt las ich nicht. Und es war nur der eine Teil meiner Scham. Der andere blieb mein Geheimnis.

Und fragt man mich jetzt: Es ist der größere.

Ich betäube ihn mit meinem Singen. Singe ich nicht, setzt augenblicklich wieder dies Brennen ein. Und selbst wenn ich singe...

Ein Weinen beginnt sie zu schütteln.

Doch schnell fasst sie sich wieder.

Bin ich ein schlechter Mensch?

Eine „Königin der Nacht“ – die sich auf die Seite der Bösen geschlagen hat, eitel, mit falschem Stolz und bis in jede Pore verfinstert?

Wieder schüttelt sie ein Weinen.

Könnte ich dieses Leben tauschen – mit dem einer mittelmäßigen Sängerin in kleinen Opernhäusern und mit niedrigen Gagen –

So wie ich es einmal doch hatte...

Wieder fasst sie sich.

Ich hörte, dass jemand mich rief.

Warst du es?

Weißt du einen Rat für mich?

Die „Uferwächterin“ nickt.

Du nickst?

Noch ungläubig Tatsächlich – du nickst?

Die „Uferwächterin“ nickt erneut.

Die Sängerin senkt ihren Kopf auf die Knie.

Dunkelheit über der Szene.

3.Szene

Die Stimme: während es außen rechts wieder dämmrig-hell zu werden beginnt.

Wieder lass dir begegnen,
starke, nagende Flamme!

Der hohe, schweifende Bogen
schließt sich und schreitet hinab
in deine brennende Hölle.

Leuchten will ich. Kleide mich ein
 in deine glühende Weihe.
 Aus deiner zehrenden Nähe
 nährt sich das kosmische Erz.
 Tritt wieder vor. Ich muss schwinden –
 im Wachsen des Andern.

Jäh in den Fängen, im Griff
 des kühlen Würgeengels –
 schlug es mich spottend in den Staub.
 Fortgerissen, gekettet
 ins bittere Netz der Getriebenen –
 wurde ich Welle im Strom aller Schauder,
 aller verworrenen Dauer,
 aller Verlorenheit...

Abende kommen, da stehe ich hoch,
 mit scheuem Leuchten
 mir wieder zu Häupten –
 und ich nenne dich mild. Hände
 heben mich auf, ohne Entfernung,
 werden mich finden wie Finger
 der Sterne – geduldig und ohne Wunsch.
 Staub und Asche gaben mich frei.
 Geronnen aus Sonne der Mitternacht -
 Form und Flamme werde ich sein,
 aufzehrend Meere der Trauer.

*Die Sängerin ist verschwunden.
 Das Meer wie zuvor in voller Beleuchtung.*

Wieder taucht eine Frau auf, in schon fortgeschrittenen Jahren.

Sie trägt ein Nonnengewand.

Die „Uferwächterin“ erkennend läuft sie direkt und diese zu und setzt sich bei ihr nieder.

Die „Uferwächterin“ wendet ihr ihr Gesicht zu.

Die Nonne: Alle, die mich in diesem Nonnengewand sehen, meinen, ich müsse ein tugendhaftes und frommes Leben geführt haben.

Sie täuschen sich.

Ich habe mich über einige Jahre hinweg nach Kräften darum bemüht.

Schließlich vergeblich.

Mit Widerwillen blicke ich auf die junge Frau zurück, die ich war. Mit gleichem Widerwillen auch auf das Leben der Frau in mittleren Jahren, das unverändert wild und ausschweifend war.

Die Körperlust war ihr einziger Lebenssinn.

Doch jede Erfüllung zog nur das erneute Verlangen nach sich – nach neuer Erfüllung, die doch wie jede davor letztlich nur ein flüchtiger Rausch blieb.

Bis mich der Klang einer Orgel verzauberte wie auch das Lichtspiel farbiger Kirchenfenster.

Ich spürte plötzlich einen noch anderen Hunger, tief auf dem Grund meiner Seele. Er versprach mir ein anderes Sattsein, das eine neue tiefere Erfüllung bot als der so oft gefühlte wilde Rausch. Vor allem versprach sie Frieden.

Tiefen Frieden, den ich wie eine neue Luft zu atmen begann.

Ich verschrieb mich einem Kirchenamt; dann einem Leben im Kloster.

Doch erneut entdeckte ich, dass es nicht war, was ich suchte.

Täglich rollten die gleichen eintönigen Rituale ab, ich sah, dass meine Nonnenschwestern damit glücklich waren, ich war es nicht. Der Frieden, den ich gesucht hatte, verlor sich im kalten Wind, der die Klostergänge durchzog.

Ich fror. Alles, was ich im Klosteralltag erfuhr, war leer von Liebe.

Und schon gar nicht schenkte es mir Wissen, das ich mir heimlich erhofft hatte – von einer alten und weisen Kirche, die den Anspruch erhob, mit ihren Gottesbotschaften die tiefsten Wahrheiten zu verkünden.

Ich wechselte den Orden – fasziniert von einem neuen Versprechen.

Die Ordensbrüder und Ordensschwester praktizierten andere ungewöhnliche Rituale – mit dem Ziel, sich in neue nicht alltägliche Bewusstseinszustände versetzen. Ihr Buch war nicht die Bibel. Sie studierten die Bücher einer alten Magie, und ihr Anspruch war, selbst magische übersinnliche Kräfte zu entfalten.

Die Faszination hielt mich lange fest. Bis ich erkennen musste, dass ich in ein Schlangennest geraten war. Sie lasen schwarze Messen, und alles war einem Streben nach eigener Macht und Herrschaft über andere unterworfen.

Ich kehrte ins Kloster zurück – in ein anderes, doch ich kehrte zurück in die gleiche Kälte, in

die gleiche Anspruchslosigkeit des Nichtwissens und ewiger Wiederholung.

Die Öde wurde bedrückend. Und ich musste mit Schrecken feststellen, dass meine Zeit im Orden der Schwarzen Messen ungeliebte, dunkle und unreine Spuren in mir hinterlassen hatte.

Das lange in Schlaf gehaltene Lustwesen brach wieder in mir hervor.

Ich ließ mich auf das Verhältnis mit einer anderen Nonne ein, und endlich fühlte ich wieder Leben in mir. Doch ich sah zugleich: Ich war im alten Käfig der Lust gefangen.

Der Käfig hielt mich fest. Es gab kein Entkommen. Wie fremdbesetzt steuerte ich immer aufs Neue orgiastische Augenblicke der Lust an und war ihr schließlich völlig verfallen.

Als meine Klostergeliebte in wenigen Tagen einem Nierenleiden erlag, fiel ich in die alte Kälte und mein Frieren zurück. Nach zwei Jahren sah ich keinen anderen Ausweg mehr für mich selbst als das Gift.

Sie schweigt eine längere Zeit.

Die „Uferwächterin“ streichelt ihr über den Kopf.

Ich habe dir meine Geschichte erzählt – obwohl ich weiß, dass ich es nicht wert bin, dass jemand sie anhört und teilhat daran.

Ich bin zweimal tief in die Sünde gefallen.

In die Sünde der Lust.

Und nun auch behaftet mit dem Makel der sündigen Selbstmörderin.

Gibt es noch Rettung für mich?

Sie blickt auf. Ich schaue auf dies still schimmernde lichtdurchflutete Meer.

Manche sagen: Es blendet. Es schmerzt den Augen.

Mich blendet es nicht.

Ich fühle, dass alle Sehnsucht darin gestillt wäre, könnte ich mich diesen Wellen überlassen und darin forttreiben, wohin auch immer.

Doch ich bin unrein und dessen nicht würdig.

Kannst du mir eine Buße nennen, die allen dunklen Staub von mir nimmt und mich würdig und rein werden lässt?

Wie schmerzhaft sie sein sollte, ich würde sie annehmen.

„Die Uferwächterin“: *flüsternd* Keine Buße.

Nicht für dich.

Sie rückt mit ihrem Kopf ganz nah an sie heran und flüstert ihr weiter etwas ins Ohr.

Die Nonne: *noch ungläubig* Und das, so sagst du, wird für mich wahr werden?

„Die Uferwächterin“: *nickt und erneut bückt sie sich flüsternd zu ihr.*

Die Nonne: *strahlt auf, sie beginnt in Dankbarkeit der „Uferwächterin“ die Hände zu küssen.*
Wieder versinkt die Szene in Dunkel.

5.Szene

Die Stimme:

Eingesunken ins Gras, atmend im Gras.
Mein Herzschlag das leise Ticken der Zeit.
Sommerlich loderndes Morgengold.
Stunde der flüsternden Blüten,
aufglühend im urfernen Blau.
Hinter mir dunkel noch Frieren und Nacht.
Hinter mir der verschattete Tag:
Glut und Ruß, das Lärmen der Räder und
Hämmer,
der stampfende Takt, das Mahlwerk
stumpfer Ermüdung. Und ich selber voll
Staub und Grau...

Mächtiges Schiff. Mutterschiff Erde!
Wie ich dich fühle – fliegend so, wirbelnd
zwischen Planeten, Sonnen und schauendem
Blau-

Weit über alle Horizonte gespannt:
das blaue wachende Auge, Strahlen
streuend von altem wissendem Licht.
Und atmend strahle auch ich:
in farbigem Lichtstaub, Segel und Flügel im
Wind.

"Ein Schmetterling dort! Meine Seele."

"Zu zart noch. Streife sie nur mir den
Blicken."

”Das Zarte wird das Unverletzliche sein.”

”Das wird es sein.”

Erde! Guter Mutterleib Erde!

Durch wie viele Zonen und Zeiten
bin ich geschritten, Räume und Reiche,
um dich zu finden; gesund zu werden
an deiner Schwere und Trauer –
Duftendes Gras!

*Das Zimmer Friedberts liegt wieder in hellem
Licht.*

*Wie zuvor hat er Manuskripte auf seinem Schoß.
Ihm gegenüber sitzt der Bruder – wie immer
ohne jede Bewegung und stumm.*

Friedberg: Oft, Gerhart, fragte ich mich, was deiner
Lyrik diesen mystischen Einschlag gegeben hat.
Ich habe das Wort doch korrekt gewählt?

Mystisch.

Ich kannte diese gewisse Neigung bei dir.

Doch offenbar ist sie mit den Jahren noch immer
gewachsen.

Ich sah Bücher über Jakob Böhne, Meister Eck-
hart und Hildegard von Bingen auf deinem
Schreibtisch liegen.

Wir haben wenig darüber gesprochen.

Mir war diese Welt damals fremd.

Heut sehe ich es mit etwas anderen Augen.

Nicht dass ich mich jetzt selbst Mystiker nennen
würde.

Schon gar nicht wie man Mystik heute versteht
– oder sage ich besser „missversteht“?

Die meisten Menschen verbinden damit etwas
Weltfernes, Unklares und Verschwommenes.

So kannst du selbst es nicht gesehen haben.
Und immer habe ich deinen klaren Geist geschätzt. Genauso wichtig waren dir Bücher der Philosophie und Naturwissenschaft.

Weltfremd?

Vielleicht ist es genau das, was uns verspricht, uns mit dem Fremdsein in der Welt, das wir oft fühlen, auszusöhnen und es zu vergessen?

Lass uns ein anderes Mal darüber diskutieren. – Zu meinen Theaterstücken sage ich dir noch einmal: Nur selten habe ich eine Person real darin abgebildet – auch wenn sie mit ihrer Biographie eine entscheidende Anregung gab.

Er blättert in einem seiner Manuskripte.

Nie war ich mit einer Opernsängerin liiert.

Nur mit der Schwester einer solchen Opernsängerin – die zum gefeierten Opernstar hätte aufsteigen können und dann einen dramatischen Absturz erlebte.

So kannte ich ihre Geschichte doch aus der Nähe und in vielen Details.

Und eine Nonne an meiner Seite – das könntest auch du dir nicht vorstellen.

Dass sie es schließlich wurde, blieb mir lange unbegreiflich.

Wir waren fast sechs Jahre liiert, bis sie in den Bann der katholischen Kirche geriet und dann meinte, dort ihre wahre Bestimmung gefunden zu haben.

Ich trauerte ihr nach. Für ein paar Jahre war es tatsächlich Liebe. Und sogar Leidenschaft.

Sie war extrem, in allem.

Von allen Liebhaberinnen in meinem Leben war sie die Liebeshungrigste, wenn ich es so ausdrücken darf – und in den letzten drei Jahren unseres Zusammenseins musste ich immer häufiger feststellen, dass sie andere zusätzliche Liebschaften neben unserer pflegte.

Dann kam der Bruch.

Nicht nur mit mir. Sie brach mit aller körperlichen Liebe. Es genügte ihr nicht, ein einfaches Kirchenamt auszuführen. Sie war überzeugt, ein Leben in völliger Keuschheit – und danach sehnte sie sich plötzlich – nur in einem Nonnenkloster verwirklichen zu können.

Über eine ihrer früheren Freundinnen, die inzwischen meine Liebhaberin war, blieb ich weiter in einem losen Kontakt mit ihr.

Sie wurde im Kloster nicht glücklich.

Sie empfand eine schmerzhaft Kälte.

Mehrmals wechselte sie den Orden. Doch nirgends hielt es sie lange.

Gelegentlich meinte sie, himmlische Visionen zu haben – wie etwa Hildegard von Bingen, die ihr großes Vorbild geworden war.

Aber der Kampf mit ihrem sexuellen Verlangen bestimmte weiter ihr Leben.

Schließlich gab sie ihm nach und ging eine lesbische Beziehung mit einer anderen Nonne ein.

Als diese starb, fühlte sie jeden Sinn aus ihrem Leben verschwinden und zwei Jahre später beendete sie ihr eigenes Leben durch Gift.

Er schweigt eine kurze Zeit.

Ich denke oft an sie.

Sie war in sich zerrissen. Sie bestand wie aus zwei Teilen. Der eine wollte das Leben einer Heiligen führen – der andere suchte Lust und körperliche Erfüllung.

Dies konnte sie nicht vereinen.

Willst du sie näher kennen lernen?

Ich habe sie in einem meiner Stücke einen längeren Monolog sprechen lassen. Und sie dabei ins Mittelalter versetzt – und zu einer Kloster-schülerin Hildegards von Bingen gemacht.

Höre sie sprechen und sag mir, es ob es mir gelungen ist.

Er blättert wieder in seinen Manuskripten.

Häufiger noch denke ich an unsere Halbschwester Thea zurück.

Der Kampf mit ihren Nervenleiden. Der langsame Verfall ihres Körpers.

Kurz nach ihrem Tod kamen mir ihre Tagebuchaufzeichnungen in die Hand.

Ihr widmete ich daraufhin ein ganzes Theaterstück. Mit den Einzelheiten dieses Stücks – einer tragischen Liebesgeschichte, von der ich nicht weiß, ob sie jemals so stattgefunden hat – werde ich dich nicht behelligen.

Doch was sie selbst niedergeschrieben hat, Wochen vor ihrem Tod, das solltest du kennen lernen. Es bohrt sich tief in die Seele – wie jedenfalls ich es empfand.

Es war auch deine Halbschwester. In ihren letzten Lebensjahren hast du sie nicht mehr erlebt.

Schade. Sie entwickelte diese besondere Ausstrahlung eines Menschen, der mit sich völlig im

Reinen ist. Trotz aller Schmerzen, die ihr Körper ihr zufügte.

Natürlich, sie konnte auch kämpferisch sein.

Doch den Kampf gegen ihren Körperschmerz musste sie aufgeben. Und auch damit war sie völlig im Reinen mit sich.

Über der Szene wird es dunkel.

6.Szene

Ein liturgisches Singen setzt ein.

Wieder spielt sich alles Folgende ganz im vorderen Teil der Bühne ab.

Das Meer und der Himmel bleiben im Dunkel.

Die Nonne, am linken Rand auf einer alten Holzbank sitzend, blättert in einem lose gebundenen Buch.

Die Nonne: Immer wieder lese und lese ich.

Lesen die Worte Hildegards, die uns die Heilige Schrift neu verkündet hat.

Nur langsam begreife ich sie.

Feierliches liturgisches Singen.

Was hat sie uns sagen wollen mit der großen kosmischen Innenschau?

In ihr Gebet versunken durchflutete sie eine Welle des Lichts.

Und sie wusste um die Ewigkeit aller Dinge.

Gott sprach zu ihr aus den Wolken. Aus allen Blüten und Zweigen. Selbst aus den Halmen.

Oh wäre mir selber jemals ein Wunder vergönnt wie dieses zu Teil.

Doch dessen bin ich nicht würdig.

Ich weiß, was mich hindert.

Es sind die zu vielen noch immer sündigen Gedanken.

Sie greift einen Rosenkranz und beginnt stumm, ihn abzubeten.

Oh, könnte ich all diese sündigen Gedanken für immer aus meinem Kopf und meinem Herzen verbannen und auch –

Nein, darüber spreche ich nicht, wo überall es die sündigen Gedanken gibt.

Sie peinigen mich.

Dann bete ich einen Rosenkranz.

Ein bisschen hilft es auch.

Hildegard hat ein herrliches Singspiel geschrieben.

Sie hat es aus den hohen göttlichen Sphären empfangen

Sie sagt es nicht selbst.

Doch alle fühlen es.

Es spielen nur Frauen darin.

Jede verkörpert eine christliche Tugend.

Demut. Gehorsam. Armut. Gottesliebe und Keuschheit.

Oh – es ist wunderbar.

All diese Frauen sind rein.

Sie sind Engel.

Hildegard sagt es nicht so. Doch wir anderen fühlen es: Es sind Engel.

Da vergesse ich zu sagen, dass es doch einen männlichen Darsteller gibt.

Er ist der Teufel.

Er versucht, die Schar dieser wunderbaren engelgleichen Jungfrauen zu verführen.

Natürlich vergebens.

Und doch: Der Teufel hat Macht.

Oh ja – er hat Macht.

Sie betet wieder ihren Rosenkranz.

Weiter liturgisches Singen.

Hildegard hat es aufgeschrieben, was geschieht,
wenn wir uns ungehemmt unserer Sinneslust hingeben.

Sie hat es aufgeschrieben als Warnung für uns.

Es geht wie heiße Wellen durch unseren Körper hindurch,
am Schluss setzt ein heftiger Krampf ein, alles
gaukelt uns vor, es wäre bereits die Verzückung des Himmels.

Doch dies ist der Trug, die Verblendung.

Ach - es ist so leicht, schwach zu werden und verblendet zu sein.

Sie betet ihren Rosenkranz.

Manchmal freilich fragte ich mich –

Ich will es nicht aussprechen –

Nein, ich sage es doch:

Was ich mich fragte war, wieso sie es so treffend beschreiben konnte?

Es ist eine halbe Seite in ihrem Buch. Sie beschreibt die Sünde genau.

Sehr genau.

Sie schrickt kurz zusammen.

Oh - jetzt bin ich selber blind in die Falle geritten.

Ich hätte diesen Satz besser nicht sagen sollen.

Doch –

Sie ringt mit sich.

Ich fühlte es in allen Details so exakt beschrieben.

Oh Hildegard – sie kann so wunderbar formulieren.
Was immer sie sagt, es ist Poesie.

Sehr still Ob auch mir Gott einmal die Gnade gewähren wird, ihn in allen Zweigen und auch im Gras und im Wind sprechen zu hören?

Vielleicht wenn ich alle sündigen Gedanken in mir einmal besiegt habe.

Ob es mir jemals gelingen wird?

Ich war eine Frau, ich war noch nicht als Nonne geweiht. Und auch Hildegard kannte ich damals noch nicht. Eine einfache Bäuerin besuchte uns oft. Sie hatte zwölf Kinder. Eigentlich waren es ein paar zu viel, wie sie sagte. Doch der Himmel hatte sie alle geschickt. Was sollte sie machen.

Es hatte auch etwas mit ihrem Mann zu tun, der sie unerwartet immer wieder so heftig umarmte.

Ich erzähle es später.

*Jetzt setzt im Hintergrund auch immer wieder leise ein mehrstimmiger Kirchengesang ein. *)*

Jedenfalls vertraute sie mir bei einem abendlichen Waldspaziergang an, dass sie auch einmal eine wunderbare Gottesvision gehabt hatte.

Wir standen vor einem offenen Feld.

Es war ganz friedlich. Der gläserne Glanz einer goldenen Abendsonne lag auf den Bäumen, den Furchen im Feld, den Steinen, den Gräsern.

Es war ganz still. Nur der Wind sang manchmal durch das abendliche Gras.

Sagte ich, dass er sang?

Er wehte.

Doch in diesem Augenblick meinte ich wirklich, ihn singen zu hören.

Und die Bäuerin neben mir sagte: Jetzt ist es fast so wie damals.

Damals als sie selbst die große Vision hatte.

Und auch ich war in diesem Moment ganz wunderbar und herrlich berührt.

Es war nicht wirklich die richtige Gottesvision. Nein, dessen bin ich nicht würdig.

Doch ich begriff, wie es sein könnte, eine Gottesvision zu haben.

Ich fühle es noch immer, wenn ich daran zurückdenke.

Sie nannte es eine Gottesvision.

Doch ich weiß zugleich: Es konnte nicht stimmen.

Es konnte keine Vision von Gott sein.

Jetzt habe ich einen Moment den Faden verloren.

Ach ja – da ist er wieder.

Diese Geschichte mit ihrem Mann, der sie immer so heftig umarmte.

Wenn er sie plötzlich umschlang, dann fühlte es sich immer an wie ein inneres Feuer und sie sank mit ihm zusammen auf das Schlaflager.

Und alles, was dann geschah –

Sie ließ es einfach geschehen.

Weil sie dieses innere Brennen so wunderbar fand.

Fast war es –

Nein, das sage ich nicht.

Sie meinte, es fühlte sich an, als hätte es auch etwas mit ihrer Vision zu tun – schon viele Jahre zurück. Es war so eine ganz ähnliche Seligkeit.

Ich sagte schon, dass sie zwölf Kinder hatte und dass es eigentlich zu viele waren und sie doch wusste, dass Gott ihr diese Kinder alle geschickt hatte.

Sie sagte: Es hätten sogar noch viele mehr sein können. Denn manchmal – oh, was verrate ich – manchmal passierte das mit ihrem Mann gleich wieder am nächsten Tag.

Wie konnte sie so in die Irre gehen?

Dies bleibt ein Geheimnis für mich.

Kann auch der Teufel diese Art von Seligkeit erschaffen?

Oh – wir Menschen sind so blind.

Wann wissen wir, dass es vom Teufel kommt – wann wissen wir, dass es von Gott kommt?

Sie betet wieder ihren Rosenkranz.

Hildegard ist es gelungen.

Sie hat den Teufel in ihrem Herzen besiegt.

Oh – sie ist so eine gütige Mutter.

Manchmal, oh ja, kann sie auch streng sein.

Manche sagen sogar: Sie ist hart.

Wenn wir uns nicht selbst züchtigen, dann züchtigt sie uns.

Dann wissen wir doch immer zugleich: dass sie es aus ihrem übertollen Herzen der Liebe tut.

Hildegard irrt nicht.

Gut dass es Hildegard gibt.

Der Kirchengesang schwillt für einen Moment mächtig an.

Langsam wachsende Dunkelheit.

Der Kirchengesang verstummt.

7.Szene

Es wird wieder hell.

Das Licht ist nun auf Thea gerichtet.

Man hört das „Siciliano“ von Bach. Die Musik kommt aus einem CD-Player, der neben ihr steht.

Thea sitzt, mehr rechts, auf einem schmalen Sofa, auch sie hat ein Buch in der Hand, ihr Tagebuch, und sie blättert darin.

Sie hebt einen Becher an den Mund und trinkt.

Sie beginnt zu lesen.

Thea: Manchmal verwickle ich, verknäule ich mich im wuchernden Geflecht meiner Gedanken. Ich liege wie eine Ertrinkende im Schilf. Dann, wenn ich aufgebe, merke ich, die schwarzen Arme des Schilfs lächeln mich an, sie umschlingen mich liebevoll. Und dann, wenn etwa ein Jahrhundert vergangen ist, geben sie mich wieder frei.

Ich schieße auf, wie ein Vogel, ich male feurige Zeichen in den Himmel, einige Tropfen herab wie Blut, es ist mein eigenes Blut. Doch ich verkünde mein neues Leben. Die in den Himmel geschlagenen blutigen Lettern sprechen von meinen neuen Flügeln, mit Sternstaub-gestählten Federn

Ich gleite in Täler aus Eis, mäste mich aus dem Stoff dickbäuchiger Wolken, lache mit dem irren Lachen klirrender Eis-Winde. Doch sie schmerzen mich nicht. Mein Federkleid wird zu einem Panzer aus glühendem Glas, eher würde er das Eis schmelzen als im Eis zu erlöschen. Ich lasse meine Ewigkeit, die lange in mir eingeschlossene, wie einen Vogel davon fliegen, und die Ewigkeit sagt, ich bin frei –

ich war nur verirrt und gefangen in einem fremden Nacht-kalten All.

Sie kehrt zurück – und mein im Schreien Jahrtausende lang erstickter Aufschrei verwandelt sich in Musik.

Sie singt noch einmal das Lied von Sterben und Tod. Sie singt, der Tod ist gestorben, er war erschöpft, unter Herzschwäche ist er zusammengebrochen, das Herz war es, das Herz, das plötzlich in einem letzten Zucken verendete, der Tod war nicht mehr zu retten.

Sie blättert auf eine neue Seite um.

Liest.

Manchmal merke ich, die Menschen, die grauen Krustentiere, verlieren ihre Schalen. Die Krusten aus tausendjährigem Staub fallen ab, und manche funkeln wie zerbrochene Scherben. Doch sie sind nur aufgebrochen, um das Licht in sich funkeln zu lassen. Das Licht spricht, das Licht in ihnen hat Namen, sie sagen, wie konnte das sein, ich habe meinen Namen vergessen, jetzt weiß ich ihn wieder.

Sie tanzen auf graziilen Lichtleitern, sie sagen, ich kann tanzen, wie konnte ich das vergessen, dass ich so tanzen kann.

Sie schwimmen in der Luft, weiß- und goldgefiederte Raben, geflügelte Schakale und geflügelte Büffel aus Quarz und Perlmutter und diamantene Wale, und sie sagen, ich kann in der Luft schwimmen, wie konnte ich das vergessen.

Wie konnten wir unsere Namen vergessen, unseren Tanz, unsere Flügel.

Wie konnten wir vergessen, dass unsere Gedanken bis an die Ränder des Universums reichen und darüber hinaus.

Sie blättert weiter. Sie liest.

Es geschieht ab und zu, ungewollt.

Wenn ich ganz in die Stille gehe, spüre plötzlich etwas in mir, das wie eine große Schleuse ist. Etwas strömt hindurch, das warm und hell ist. Manchmal strömt es so heftig, dass ich denke: Würde es noch heftiger brennen, mein Körper könnte daran verglühen. Ich habe keinen Namen dafür – und doch kommt ein Wort ihm irgendwie nahe.

Ich will es nicht aussprechen.

Es ist zu verbraucht.

Es ist nicht Liebe in dem üblich gemeinten Sinn. Wenn es Liebe ist, so braucht sie doch keinen Gegenstand, den sie liebt. Und auch keinen Menschen, den sie liebt.

Es ist Liebe zu allem.

Sie blättert wieder.

Eine schreckliche Wunde blieb, die mich zerspalten hat. Für immer.

Für immer?

Sie lächelt.

Das dachte ich oft.

Dann dachte ich auch: Was weiß ich denn von der Zukunft?

Sie senkt den Kopf.

Die Zukunft war da.

Sie winkte und grüßte.

Ich habe sie nicht erkannt.

Ich habe die Zukunft verstreichen lassen.

Jetzt ist sie vorbei für immer.

Sie blättert wieder.

Ihr Gesicht strahlt auf.

Das hat mir mein Vater hineingeschrieben.

Sie richtet sich sitzend ganz auf.

Er hatte es an anderer Stelle gelesen und konnte es wörtlich nicht mehr wiedergeben, doch dem Sinn nach korrekt.

„Wenn du in der Welt etwas verändern willst, dann wisse, was dir nicht hilft.

Wenn du Hass mit Hass bekämpfst, vermehrst du den Hass. Wenn du Gewalt mit Gewalt bekämpfst, vermehrst du die Gewalt.

Wenn du die schwarzen Rauchschwaden von Hass, von Wut und Gewalt aufhalten willst, indem du ihnen schwarze Rauchschwaden von Hass, von Wut und Gewalt entgegenschickst, wirst du den Himmel weiter verfinstern.

Und wisse, dass hinter jeder Bluttat von Hass und Gewalt der verdunkelnde Rausch eines Irrtums steht. Immer löse zuerst dich selbst von dem verdunkelnden Rausch.

Und dann: kämpfe mit Kraft.

Mit der anderen Kraft.

Die Kraft, die dir aus der Stille und dem klaren Schauen erwächst.“

Sie lächelt.

Sie blättert weiter.

Sie liest eine Weile stumm.

Sie blättert weiter und liest wieder laut.

Das Blau des Himmels träufelt hinab ins Blau meiner Augen.

Es sagt mir, dass das Blau meiner Augen ein Meer ist.

Schiffe können es befahren und ihre Segel setzen.

Die Segel knarren. Und sie fragen den Wind:

Wohin schickst du mich?

Das fragte ich oft.

Und die Antwort ist immer: nach Haus.

Sie blättert um.

Es wird eine Zukunft geben, in denen die Menschen die Bäume wieder umarmen.

Und einige werden auf Bäumen wohnen.

Und sie werden wieder wissen, dass es nicht zweierlei gibt: Erde - und Mensch.

Es gibt nur Erde und Mensch.

Und die Erde ist Teil des bis an alle Ränder des Universums gestirnten Himmels.

Und mit ihr ist es der Mensch.

Sie blättert, sie lässt.

Fortwährend spielt weiter das „Siciliano“ von Bach.

Taglang, im schwarzen Rabenflug frierender Himmel, reise ich wieder über die Gräber. Hier wäre ein schöner Platz zum Ausruhn.

Gräber sind warm.

Sie liegen unter Mänteln von Gras und Moos. Später, heimgekommen im blauen Zimmer des Abends - der Brunnen vor meinem Fenster öffnet sein Auge.

In seiner Tiefe fahren brennende Wolkeninseln.

Der Brunnen vor meinem Fenster hat sein Auge geöffnet und blickt mich an.

Du musst nicht erschrecken, sagt er.

Kein Feuer hat Macht über mich.

Ich sammle die brennenden Wolken ein und kühle
sie in meiner Tiefe.

Kein Schmerz hat Macht über uns.

Die Musik des CD-Players wechselt.

*Man hört das Piano Trio in B-Flat Major Wo039 von
Beethoven *)*

Sie blättert mehrere Seiten weiter nach vorn.

Sie liest.

Willst du noch einmal umkehren?

Gern.

Wie doch übersteige ich das Gletschereis und die
Gebirge der Schmerzen?

Der Weg ist zu weit geworden.

Im Gletschereis brennt der Fuß im durchlöchernten
Schuh.

Sie blättert wieder um.

Alles ist Glas.

Glasbarken. Glaswände.

Dazwischen die Spinnweben-Finger des Lichts. Sie
ritzen Lichtzeichen ins Glas meiner Träume - unaus-
löschliche.“

Wieder greift sie nach dem Becher und trinkt.

Nur diesen einen Schluck noch.

Dann ist es geschehen.

Sie trinkt ein zweites Mal.

Das Telefon klingelt.

Wieder lässt sie es unbeachtet.

Viermal wartet sie das Klingeln ab.

Dann hebt sie doch den Hörer ans Ohr.

Sie lauscht kurz.

Fin – ?

Sprich nur ein einziges Wort, Fin.

Sag deinen Namen noch einmal.

Sie lauscht.

Sie hat den Namen gehört.

Sie lächelt.

Danke Fin.

Und jetzt höre –

Diesen einzigen Satz über meine Liebe zu dir, den
du für immer behalten sollst –

*Der Telefonhörer gleitet ihr plötzlich erneut aus der
Hand und fällt wieder zu Boden.*

*Weder kann sie ihn aufheben noch sich selbst auf-
recht halten.*

*Es gelingt ihr auch nicht mehr, sich auf das Sofa fal-
len zu lassen.*

Sie verfehlt es und sinkt auf den Boden.

Unverändert spielt die Musik.

*Nach nur wenigen Augenblicken hat sie sich sitzend
wieder aufgerichtet.*

Sie lauscht, Neugier in den Blicken.

Jetzt höre ich diese Stimme wieder.

Ich weiß nicht, woher sie kommt.

Irgendwo von innen.

Sie sagt: Ich kann gar nicht sterben.

Jetzt sagt sie es wieder.

Sie lächelt. Fast lacht sie.

Ich kann gar nicht sterben.

Wo gehe ich hin?

Ich muss nirgends hingehen.

Ich bin schon da.

Ich weiß jetzt, warum mein Vater es mir nicht hat sa-
gen können.

Er glaubte, es wäre über den Sternen.

Dort ist es nicht.
 Hier ist es. Hier.
Leise Die Stimme sagt: Es ist überall.
 Auch bei den Sternen.
 So hatte er doch wieder recht, mein Vater.
 Er war ein kluger Mann und das mit den Sternen
 wusste er auch.
 Doch er wusste nicht, dass sie so nah sind.
 Ich kann sie von hier berühren.
 Das muss ich ihm sagen, wenn ich ihn wiedertreffe.
 Das mit den Sternen ist richtig, nur wie nah sie sind,
 dass konnte er nicht ahnen.
 Ich habe auf meinen Zettel geschrieben:
 „Ich gehe. Es schmerzte alles zu sehr.
 Vielleicht dass ich nur eine weite Reise mache.“
 Das mit der Reise – auch dies kam irgendwie so von
 Innen - einfach, als ich es schrieb.
Wieder lacht sie leise.
 Das mit der Reise – das fühle ich jetzt ganz deutlich
 - das könnte stimmen.
 Es ist noch ganz leise. Doch es ist, als wäre es jetzt
 ein ganzer Chor flüsternder Stimmen und alle sagen
 sie mir: Das Abenteuer, das wahre, beginnt erst jetzt.
*Weiter die Musik des genannten Trios, das aber
 nach und nach leiser wird und verstummt.
 Dunkelheit.*

**) Beethoven*

Piano Trio in B-Flat Major WoO39 (Allegretto)

Zu finden unter: www.youtube.com/watch?v=KFUduatnxiU

Dritter Teil

1.Szene

*Im noch dunklen Raum wieder die Stimme.
Im Hintergrund leiser Chorgesang.
(Dvorsak „Stabat Mater“)*

Die Stimme:

Mein Ohr,
in das Stunde für Stunde
Windstimmen rinnen –

Wenn sie dich wecken
unter den Schlafbinden
der kleinen Geräusche –
du großes Auge.

Ohrmuschel,
großer See,
großer Blauspiegel des Himmels.

Ohr – großer Meerhimmel,
in dem die Gestirne schwimmen.
Meertiere mit Schlaflosstimmen,
Traumaugen, Wachaugen,
Augen gefüllt mit Lichtfragen,
Kiemen- und Schuppenkleider
mit Jahresringen aus Licht.

*Eine kleine Pause.
Nur Chorgesang.*

In der Art einer Überschrift:

Die späte Musik

Der Fuß sucht
die Stiege der klingenden Brücke.

Der Traumleib silbern und leicht.

Abgewaschen die Schatten,
die Graulandfarben
der tausendjährigen Rußzeit.

Schritt um Schritt auf der Brücke –
er hat nur die andre verlassen,
die über Staubtälern,
die mit den Schächte-umwächternden
Dunkelpfeilern.

Tief geborgen
im purpurn flutenden Ernst,
der Flugschritt der Schwellen entsteigt
ins Schwerelose.

Bögen sanft über Bögen gewölbt
brücken sich fort
von Küsten- zu Küstenrücken.

Silbern sich ein in die Lichtinseln.

Ein wandernder Dom
der Kreuzgänge, Kreuzkuppeln;
geschichteter Mitternachtshimmel.

Das Ziel
ist nur immer
der kleine Herzraum im Sonnenschiff.

Die goldene Luft darin.

Hell durchzittert von Liebesblitzen.
Feierfülle der Stimmen.
Warm und nah
wie zum Essen und Trinken.

Heilig heiteres Lichtgold.
Das Du und Du ist so klar.
Muschelt sich ein in die Herzohren;
flieht die Herzhände ein
in die Gestirnkette aller Ursprünge:
ein Händekreis durch das All.

Um Dunkel- und Freudeerden,
um Licht- und Schattenmilchstraßen,
alle sie bergenden,
einbrüdernden
Schöpfungsringe.

*Auf der rechten Seite wird es wieder hell.
 Man sieht Friedbert auf seinem Bett – sein
 „Sterbebett“, wie er es selbst sieht; worüber er;
 in Andeutungen, selbst noch sprechen wird. Er
 hat ein „Sterbefasten“ begonnen.
 Und wie immer ihm gegenüber sein Bruder, be-
 wegungslos, stumm.*

Friedbert: *leise sprechend* Und wieder fühle ich mich
 an die magische Küste versetzt – mit diesem
 Glanz, der beim ersten Erblicken blenden kann
 – und dann doch sanft wird und den Schauenden
 in den Strudel eines unbekannten Glücks zieht.
 Immer besser verstehe ich, was geschieht.
 Menschen gehen – und Menschen verschwinden.
 Wohin verschwinden sie?
 Sie alle durchlaufen die „Spiegelprobe“.
 Alle müssen sich selbst ins Gesicht blicken, in
 ungetrübter Klarheit.
 Alles ist eingeschrieben in ihre Gesichter – alles
 erlebte Glück, alles erlebte Unglück.
 Alle Gedanken und Taten der Anteilnahme, der
 Sorgfalt, der Güte.
 Alle Gedanken und Taten versteckter List und
 Jagdlust, getrieben von Neid und Hass, alle Ta-
 ten des Unrechts.
 Manche müssen den verdunkelnden Staub ihrer
 täglichen Unrast erkennen, die darin erloschene
 Liebe, die eingewöhnte Trübung des Blicks.
 Manche müssen das Erschrecken erleiden, ihre
 Gesichter entstellt zu sehen.

In der Verhärtung der Seele und den erloschenen Herzgedanken mit grob und finster eingeschnittenen Zügen.

Andere wieder, die das Erschrecken erwarten, erkennen ungeahnte Züge der Schönheit, und ein Strahl des Glücks erfüllt ihre Augen.

Was tun sie – die sich mit ihrem Anblick, dem ungetrübten, versöhnen können?

Kein Richter spricht.

Sie alle sind ihr eigener Richter.

Die versöhnt sind mit ihrem Bild – sie treten in die lichten Wellen des Meeres ein, und sie merken: die lichten Wellen tragen sie. Es gibt kein Untergehen, keine Bedrohung der Tiefe. Nur eine liebevolle Umarmung, die sie trägt und fortzieht an ferne Ufer eines nie gesehenen Zaubers und niemals geahnter Schönheit.

Die anderen, die verstört ihr Bild mit den entstellten Zügen betrachten, kehren um. Ihnen steht ein neuer Anlauf bevor. Sie müssen aufs Neue lernen im Schmerz – einem Schmerz der sie reinbrennen wird, damit sie Heilung erfahren und lernen, sich selber wieder zu lieben.

Erneut setzt die Stimme ein.

Zum ersten Mal zeigt Gerhart eine Bewegung, sogar ein Lächeln erscheint auf seinem Gesicht.

Die Stimme:

Feier der Heimkehr.

Stunde der neuen Geduld!

Stunde der ruhenden Flamme!

Licht trinkend mit den Kehlen der Vögel,
 hebe dich auf; den Lichtregen
 heller Gesänge werfend über die Ebenen;
 in Wolkenleiber gerollt singend
 mit den Chorälen des Sturms.
 Senke dich tiefer: klingend aus Felsen und Erz.
 Tritt dir entgegen aus Strauch und Kraut.
 Abschuppend Schalen des Schlafes,
 Dunkel und Schlaf:
 Sei wieder Keim aller Wunder!

Atemholend, geborgen im duftenden Krug
deiner Ruhe, übst du das Lauschen:
auf Regengespräche; auf das klingende Licht
im Kristall;
auf den Saft, der steigt und fällt in den Zweigen;
lauschst du dem Weltenschritt,
den du herbergt in Domen des Herzens.
Eingewoben als Faden ins Muster
des schreitendes Teppichs,
uralt-alterslos, bist du gespannt von All
zu All; wandernd von Zeit zu Zeit.

Eins geworden mit Sturz
und Schuldendunkel der Erde;
aufgehoben zu Andacht und Feier
der Heimkehr: So ruhst
du im duftenten Sommerleib, sinnst du
im Winterernst ihrer herben Schalen.
Wandernd von Zeit zu Zeit – und niemals
verloren.

2.Szene

Wieder die volle Meereskulisse.

Auf der linken Seite sind Stimmen zu hören – unverständlich, doch offenbar streitend.

Es erscheinen zwei Männer und eine Frau – die einander abwechselnd nach vorn stoßen.

Er scheint eine Furcht zu geben, bis ganz an das Ufer zu treten und sich der dort sitzenden Gestalt zu nähern, die ihre Blicke doch bannt.

Einer gibt schließlich nach in diesem etwas kindischem Spiel.

Es ist Karsten, ein Geschichtsprofessor. Er ist beleibt und hat einen kahlen Kopf, sein Gang ist der leicht vorgebeugte eines Belesenen und Gelehrten.

Karsten: bei der „Tempelwächterin“ angelangt

Vierzig Jahre war ich Professor – mein Fach:
Geschichte des Altertums, Schwerpunkt Antike.
Vierzig Jahre habe ich gelehrt – das aus hundert-
ten von Büchern gesammelte Wissen.

Und jetzt?

Ich fühle nur Leere in meinem Kopf.

Zahlen und Zahlen, Daten und Namen.

Ich habe nie die wirklichen Fragen gestellt.

Mein Kopf war lediglich ein Computer, der Daten sammelt und ordnet.

Ich habe niemals gefragt, was Leben ist.

Woher es kommt und ob es eine Bestimmung gibt, der es folgt.

Mein Denken blieb flach.

Ich fühle es wie ein Versäumnis. Eine Existenz
der flachen Gedanken, ein verspieltes Geschenk.

Ein Atmen, das mehr wie ein Stöhnen ist.

Mein beständiger Gefährte wurde der Alkohol.

Ich trank, bis ich taumelte.

Taumelnd auch trat ich am Ende ans Rednerpult.

So wurde ich zuletzt suspendiert.

Noch tiefer stürzte ich ab in eine gähnende
Leere.

Der Alkohol blieb mein Freund – bis er sich in
ein tödliches Gift verwandelte.

Ich nahm es in Kauf.

Widerstandslos ertrank ich im Suff.

Wieder ein stöhnendes Atmen.

Mehrmals, im nahen Delirium, nahm ich mich
wahr in einer anderen Zeit.

Ich sah mich als ein Schüler des Aristoteles,
dann schloss ich mich der Arme seines Schülers,
Alexander des Großen, an.

Wir, ein stetig wachsender Tross, verwüsteten
Dörfer und Städte und unser Eroberungshunger
wuchs im Rausch der immer erneuten Siege.
Nichts konnte uns aufhalten.

So sehr auch mein klarer Kopf getrübt war: Ich
begriff das absolut Sinnlose unserer Feld-
schlachten und Siegesfeiern. Es war ein bestän-
diges Niedermetzeln und Morden. Und das
Großreich, das wir besetzt hielten, würde in we-
nigen Jahren, so wusste ich, wieder zerfallen.

Die Geschichte ist ein Sturzbach von Blut und
Gewalt und eine dunkle Bühne beständig neuer

Torheiten, die größte Torheit: der nie zur Ruhe kommende Eroberungswahn.

So sehr mein Denken leer und flach blieb: gemordet habe ich in diesem meinem Leben nicht. Sehe ich einen Punkt, wo ich mir Nachsicht gestatte, so ist es dieser.

Die „Uferwächterin“ nickt.

Sie zeigt auf einen Punkt, fünf Schritte zur linken Seite entfernt, und macht eine Geste, die ihm anzeigt, dass er sich setzen soll.

Der Professur reagiert ein wenig düpiert, dann folgt er der Aufforderung und nimmt, zuvor seine Hose ordnend, am Boden Platz.

3.Szene

Die Frau tritt an die „Uferwächterin“ heran.

Es ist Barbara, eine Frau in mittleren Jahren.

Sie ist elegant gekleidet, ihr Gang und ihre Gesten haben eine etwas lässige Schlaksigkeit.

Barbara: Ich habe gemordet.

Mich.

Ich rede es nicht klein. Ich versenkte mich mit Tabletten in einen tödlichen Schlaf.

Schmerzlos.

Und muss es doch Selbstmord nennen.

Mir fehlte nichts. Ich lebte in Wohlstand und mit gesichertem Einkommen. Und mein Körper war stark und gesund.

Da schickte mir eine Freundin ein paar Videos zu, in denen Menschen den klinischen Tod erlebt hatten und doch noch einmal zurückgeholt worden waren ins Leben, und diese Menschen berichteten von traumhaft schönen Landschaften, die sie gesehen hatten. Und alle versicherten, dass sie ein Leben erfahren hatten, das einen überirdischen Glanz besaß, neben dem alles verblasste, was sie zuvor gekannt hatten.

Ich dachte mir, es ist eine Reise, die nur ein Gewinn sein kann und es brauchte nur den Mut, sie auch anzutreten.

Es war eine traurige Täuschung.

Schon im ersten traumhaften Wiedererwachen erkannte ich, ich hatte einen Fehler begangen.

Einen glücklich lebenden und gesunden Körper bringt man nicht um.

Er ist ein wichtiges Werkzeug, und noch viele Aufgaben waren für mich vorgesehen, die ich nur mit diesem Werkzeug vollbringen konnte.

Ich sah die mutwillig zerschnittenen Fäden, die ich zurückließ und die Unordnung im Leben der anderen Menschen, die ich gestiftet hatte; Menschen, die bereits lange und manche von ihnen in beklagenswertem Zustand auf eine Begegnung mit mir gewartet hatten.

Ich hatte sie nun sich selbst überlassen.

Und ebenso traurig: die vielen nun unwiderruflich verpassten Freundschaften, die mir das Leben noch schenken wollte.

In meiner Aura schillern die Farben eines blinden, gedankenlosen Egoismus. Und niemand

hier auf dieser anderen Seite wird mich mit einer Aura dieser Farben willkommen heißen.

Sie versenkt ihr Gesicht in den Händen, mühsam ein Weinen unterdrückend.

Der Himmel ist mir versperrt, in den ich eintreten wollte. Ich muss es bitter erkennen.

Die „Uferwächterin“ reagiert wieder mit einem Nicken und zeigt auf einen Punkt fünf Schritte zur rechten Seite entfernt, wo Barbara Platz nehmen soll.

Die tut es. Und kaum sitzend bedeckt sie erneut ihr Gesicht mit den Händen und senkt den Kopf auf die Knie; und wieder kämpft sie mit einem Weinen.

4.Szene

Der zweite der beiden Männer tritt an die „Uferwächterin“ heran.

Es ist Philipp, ein Physiker, ein Mann in fortgeschrittenem Alter mit ausgedünntem Haar und schmalem Kopf und einer hohen Denkerstirn.

Philipp: So weit ich in meiner Schulzeit zurückdenken kann, trieb mich ein einziges Ziel an: den Nobelpreis zu gewinnen, und dies konnte nur auf dem Gebiet meiner größten Leidenschaft sein: der Physik.

Also studierte ich Physik, immer mit Bestnoten, und wurde Physiker.

Mich faszinierten die Rechenmodelle zur Raumzeit und zum gekrümmten Raum, die Zusammenhänge von Lebensalter und Geschwindigkeit, vor allem aber beschäftigte mich das immer noch rätselhafte Phänomen der Gravitation, eine der vier das Universum bestimmenden Grundkräfte, die schwächste von ihnen und doch von gravierender Bedeutung.

Immer stärker war ich von der Frage gefesselt, ob sie sich irgendwie aufheben lässt. War ein Eingriff in die Raumzeit die Lösung?

Bei allen elektromagnetischen Phänomenen lässt sich eine Positiv- und eine Negativ-Polung feststellen. Konnte dies auch für die Gravitation gelten – und eine noch unbekannte, unerforschte Seite aufdecken?

Ich vereinfache meine Gedankengänge, um sie verständlich zu halten.

Andersfalls müsste ich in das komplizierte System von Quarks und Strings eingreifen.

Der Urknall war als eine feste Größe in meinem Denken verankert, und wie die meisten meiner Kollegen sah ich die Materie als das einzig Reale und ihre scheinbar so intelligenten Schöpfungen einem zufälligen Spiel der Kräfte entsprungen.

Ich sehe jetzt, dass ich mich irrte.

Ein Irrtum, den ich mit einer gewissen Beschämung erkenne, denn wie bei meinen Kollegen war die Voraussetzung eines materiellen Weltbilds die Ignorierung anderer, dieses Weltbild störender Phänomene.

Ich hätte es besser wissen können.

Doch könnte ich mein Leben korrigieren, so würde ich nicht nur die Beschränktheit meiner Gedankenwelt daraus verbannen, sondern meinen fast krankhaften Ehrgeiz, der Entdecker eines neuen Wunders der Materie zu sein.

Nie verschwendete ich einen Gedanken darauf, ob eine solche Entdeckung eher Fluch oder Segen für diese unsere Menschheit bedeutete.

Dann kam ich der Lösung näher und näher: die Gravitation ließ sich aufheben und unwirksam machen. Fast war ich am Ziel. Der Nobelpreis schien in greifbarer Nähe.

Da geriet ich in einen Unfall, der meinen Sehnerv zerstörte. Irreparabel. Ich konnte keine meiner komplizierten Aufzeichnungen, Gleichungen und Zahlenbeispiele mehr lesen. Sie waren damit für mich verschlossen und ich wusste, sie würden es immer bleiben.

Mein Ehrgeiz hatte kein Ziel mehr, es war mir gestohlen, und ich konnte in meiner Existenz keinen Sinn mehr erkennen.

Ich wählte einen raschen Tod: den durch einen elektrischen Stromschlag.

Leider versäumte ich, meine Aufzeichnungen zu vernichten. Und jetzt ergreift mich mit lähmender Furcht der Gedanke, sie könnten in die Hände eines meiner Kollegen gelangen.

Jeder von ihnen wäre skrupellos genug, sie als seine eigene Entdeckung auszugeben.

Doch schlimmer: Keiner könnte der Versuchung widerstehen, sie als diese seine Entdeckung in

die Welt zu setzen. Sie könnte, wie ich inzwischen begreifen musste, eine der unheilvollsten und gefährlichsten Waffen werden.

Wieder ist die Reaktion der „Uferwächterin“ ein kurzes Nicken.

Dann zieht sie einen Spiegel hervor, der – durch ihr Kleid verdeckt - direkt an ihren Knien liegt. Sie winkt Karsten, den Geschichtsprofessor, und Barbara heran und hebt den Spiegel in die Höhe. Eher unfreiwillig wirft der direkt neben ihr stehende Physiker einen ersten Blick hinein.

Er erstarrt. Er bedeckt das Gesicht mit den Händen. Er wagt einen zweiten Blick. Doch wieder sieht man ihn nur entsetzt erstarren.

Die zwei anderen nähern sich mit schleichenden Schritten. Man spürt ihren inneren Kampf: Es verlangt Mut, in diesen Spiegel zu blicken.

Sie kommen näher und weichen wieder zurück. Man sieht sie ein zweites Mal näher kommen und wieder zurückweichen.

Und so ein drittes Mal.

Wachsende Dunkelheit über der Szene.

5.Szene

Wieder ein erstes schwaches Licht auf der rechten Seite.

Die Stimme:

Nachtdämmer regnet
auf die Gartenwege herab

in tropfenfunkelnder Lautlosigkeit.

Wundersame Blüten
brechen aus den Beeten hervor.

Verbreiten ihren schwebenden Duft.
Nachtglocken – gefüllt mit den leisen
Kosmos-Echolauten des Alls.
Sehnsuchtslilien, dämmerweiß.
Glühender Trostrhododendron.

Vom-Ende-der-Welt-Orchideen.
Traumlotus vom Anfang der Zeit.

Immer in die Zaubergärten
verwandelt sich wieder die Erde,
einen Nachtzeitatemzug lang.

Erwacht in ihrem anderen Traum –
von den Scharen der großen
Kosmos-reisenden Nachtengel.

Immer kommen sie,
tauchen die Flügel
in die Schlafwasser des Tags.
In die Trübnis grauer Sorgengewässer.

Schöpfen Liebe eimerweise daraus.

Selbst aus dem Muldendunkel,

aus den Strudeln von Schlick und Schlamm
destillieren sie Körnchen von Licht.

Führen fort ihr Werk
der Engelalchemie
in den ungesehenen, ungehörten
Zaubergärten der Erde.

Wachsendes Licht über seinem Zimmer.

Friedbert: Ja – es erfordert Mut, in den Spiegel zu blicken.

Er ist unbestechlich.

Doch unbestechlich auch, wenn es ein Stück
verborgene Schönheit zu entdecken gibt,

Das lässt immerhin hoffen.

Direkt zum Publikum Lassen Sie sich nicht verschrecken.

Denken Sie über Ihre verborgenen Schönheiten nach.

Mehr die inneren als die äußeren.

Und finden Sie einen freien Platz, auf dem Sie
noch weitere Schönheiten unterbringen können
– auch solche, die Sie erst in Zukunft entwickeln.

Wieder an seinen Bruder gewandt.

Ich habe es dir angekündigt:

Es existiert ein Stück auch zu meiner Person.

Es geschah nur um der Gerechtigkeit willen:

Nachdem ich für so viele ein Denkmal gesetzt
hatte – sollte es ein kleines Denkmal auch für
mich selbst geben.

Allerdings bin ich in einer Art verkleidet, dass du mich ohne den Hinweis darauf kaum erkennen wirst.

Ich bin der Anführer einer kleinen – doch wieder nicht ganz so kleinen – Gauklertruppe, die sich mit Straßentheater, zwei oder dreimal wöchentlich, ihr Geld verdient.

Viel ist es nie. Doch es reicht zum Leben.

Wir wohnen in einem Abrisshaus, illegal, doch wir erfüllen den ehrenwerten Zweck für das Gemeinwohl, es nicht so unnütz über Jahre hinweg leer stehen zu lassen.

Ich bin Regisseur und Autor in einer Person. Und nenne mich hier schlicht Conférencier.

Vor Jahren hatten akrobatische Kunststücke den Vorrang.

Dann versuchten wir uns zunehmend in der Einübung kleiner Sketsche.

Doch dazu gibt es noch eine weitere Erklärung. Die Truppe der Gaukler hat ihre eigene Geschichte und eine lange Vergangenheit.

Ich erzähle später davon.

6. Szene

Wieder spielt sich alles im Bühnenvordergrund ab. Als es dort hell wird, erkennt man bereits drei Personen – doch nicht die erwarteten.

Es sind der Geschichtsprofessor, nun in einem braunen mit einer Kordel geschmückten Wanderkittel; im Weiteren ein älterer Mann in einem langen wallenden

Gewand, der gedankenvoll auf und ab geht; schließlich noch ein Junge im Pubertätsalter, der am Boden mit aus Bronze gegossenen kleinen Kriegern spielt.

Was sehe ich da?

Die Bühne ist bereits besetzt –

Und nicht von den Leuten meiner Gauklertruppe.

Er blättert in seinen Manuskripten.

Möglich die Gauklertruppe war noch nicht auftrittsfertig – was häufiger geschieht und an der aufwendigen Kostümierung liegen kann.

So füllt jetzt jemand anderes die Lücke.

Doch lassen wir es durchgehen.

Mit einem nochmaligen Blick auf die Bühne.

Lassen wir uns überraschen.

Es ist die einmalige Gelegenheit, Aristoteles bei einer seiner philosophischen Expertisen zu erleben, zu seinen Füßen sein Schüler, Alexander der Große, der mit kleinen Bronzekriegern spielt und sich bereits auf die Welteroberung vorbereitet.

Dies verdanken wir den Deliriums-Zuständen eines halb dementen Geschichtsprofessors, der hier selbst die Rolle eines reisenden Philosophie-Studenten spielt.

Aristoteles: *dozierend, weiter auf- und abgehend*

Plato hat die Ideen nur als Formursachen der Sinnesobjekte konzipiert. Er hat es versäumt, eine Wirkursache und eine Zweckursache anzugeben. Die scheinbar allgemeinen Ideen können als separate Entitäten nichts Allgemeines sein. Die Vorstellung ei-

ner abgetrennten Ideenwelt führt zu einer hypothetischen Verdoppelung der Welt – ein Unfug. Auch sind separat existierende Ideen einzeln und nicht allgemein. So sind sie auch undefinierbar, denn nur Allgemeines kann definiert werden. Aus der Annahme, dass Ideen und Einzeldinge ähnlich sind, folgt nicht, dass die Ideen die Urbilder der Einzeldinge sein müssen und diesen nachgebildet sind. Würde die Platonische Beweisführung konsequent zu Ende gedacht, so müsste sie auch Ideen von Kunstwerken, Nichtsubstanziellem, von Attributen und Relativem annehmen. Das aber tut sie nicht.

Er bleibt einen Moment stehen.

Du kannst mir folgen?

Der Professor: *hat eine Flasche bei sich, nimmt einen Schluck.* Oh ja, ich folge.

Ich begreife es vollkommen.

Aristoteles: *wandert wieder* Plato sieht die Ideen als substanzielle Wesenheiten. Andererseits ist diese Ideenwelt hierarchisch geordnet. Die Hierarchie aber basiert auf dem Verhältnis von Allgemeinem und Einzelem. Die allgemeine Idee steht über der weniger allgemeinen. Die Idee des Lebewesens steht über der Idee des Säugetiers und diese wiederum über der Idee des Pferdes. Gegenüber der allgemeinen Idee des Lebewesens erscheinen die Ideen des Pferdes, der Kuh, des Schafes und so weiter als einzelne. Die Ideen werden aber von Plato als schlechthin allgemein gesetzt. Jetzt erweist sich, dass diese gegenüber allgemeineren Ideen ein Einzelnes sind. Plato setzt voraus, dass das Einzelne sein Wesen vom Allgemeinen empfängt. So muss auch die Idee

des Pferdes ihr Wesen von einer allgemeinen Idee empfangen. Wenn sie ihr Wesen empfängt, ist sie nicht substantiell. Die als substantiell gesetzten Ideen erweisen sich in Bezug auf die allgemeinere Idee als nicht-substantiell. Diesen Widerspruch tragen alle mit sich selbst identischen Ideen, mit Ausnahme der höchsten Idee. Wer soll einen solchen Widerspruch aushalten? Die Ideen werden als allgemein und substantiell gesetzt, sie erweisen sich aber als allgemeine und einzelne, als substantielle und nicht-substantielle.

Er wendet sich wieder seinem Besucher zu. Du begreifst?

Der Professor: Oh – ausgezeichnet, ja.

Er nimmt wieder einen Schluck.

Er reicht die Flasche Aristoteles – ein Angebot.

Aristoteles: Danke. - Ich brauche meinen klaren Kopf.

Übrigens – er zeigt auf den mit den Kriegerern spielenden Jungen – ich bin der Lehrer dieses Jungen.

Der Sohn des Königs hier in Mazedonien, das Exil, in das man mich verbannte.

Alexander. Ein aufgeweckter Bursche. Freilich, ob er zum Philosophieren taugt?

Ich werde ihn zu einem guten König machen – sanft und fürsorglich mit seinen Untertanen.

Und er wird keine zerstörerischen Kriege führen, wie viele Könige der Geschichte mir ihrer ungezähmten Leidenschaft zu kriegesischen Eroberungen.

Das wird er bei mir lernen – auch wenn ich die Leidenschaft zur Philosophie nicht in ihm wecken kann.

7.Szene

Die Truppe der Gaukler ist eingetroffen, zu einer Zirkus-ähnlichen Musik. Zwei gehen trompetend voran. Zwei andere trommeln.

Es sind insgesamt neun Leute, fünf Männer und vier Frauen, alle in fantasievoller, farbiger, ausgefallenen Einkleidung.

Die drei anderen werden bei diesem Auftritt geradezu vom Platz gefegt.

Sie verschwinden nach links.

Plötzlich verstummt die Musik. Alle Gaukler rücken in einem kleinen Kreis zusammen und flüstern miteinander.

Friedbert: Verträgst du es, noch einmal eine traurige Geschichte anzuhören?

Gaukler – es klingt nach Fröhlichkeit.

Doch Fröhlichkeit kann viele Farben haben.

Sie kann naiv sein – so wie die Fröhlichkeit, wie sie ein Kind fühlt.

Sie kann aus einem Trotz geboren sein: Man bietet einem Ärgernis die Stirn – und lacht es einfach so hinweg.

Dann gibt es jene Fröhlichkeit, die ein Versteck von Traurigkeit verbirgt.

Trauer, Verzweiflung, abgrundtief.

Der Mensch doch lacht.

Und dieses Lachen lässt ihn leben.

Denke an all die Farben, die Fröhlichkeit besitzen kann, wenn du jetzt zuschaust.

Und eben habe ich beschlossen, meine Geschichte, die ich kurz erwähnte - diese vom Anfang aller Dinge, einer schon fernen Zeit - für später aufzuheben.

Es ist ein Mythos:

der einer unglücklich zerbrochenen Ordnung, die einmal alles, auch diese scheinbar unbeschwerte Gauklertruppe hier, in Harmonie zusammenhielt und die verloren ging, leichtfertig verspielt, und die nie wiederkehren kann.

Doch eines sollst du wissen - es ist mehrfach still in die Handlung eingewebt und gegen Ende doch von großer Wichtigkeit:

Alle, die du jetzt hier erscheinen siehst, erwarten dringend eine Botschaft. Sie warten bereits lange.

Die Zirkus-ähnliche Musik setzt wieder ein, der Kreis löst sich auf, und einzelne der Truppe beginnen mit kleinen Vorführungen – mit denen sie artistische Vorführnummer allerdings nur ins Lächerliche ziehen:

Einer wirft ein Seil auf dem Boden aus und beginnt, darauf zu balancieren – mehrmals einen gefährlichen Absturz vorspielend; ein anderer jongliert – allerdings nur mit einem einzigen Ball, den er bei jedem zweiten Fangversuch doch wieder verliert und mühsam und am Boden kriechend wieder zurückholen muss; zwei andere sind damit beschäftigt, sich einen Hut aufzusetzen – der eine versucht es mit einem viel zu kleinen, der ihm immer wieder vom Kopf rutscht, der andere mit einem viel zu großen, in dem immer wieder sein Kopf versinkt.

Der Conférencier begleitet alles mit dirigierenden Gesten, bis er ein Stoppzeichen setzt.

Die Musik verstummt.

Ein kleiner Sketch setzt ein.

Zwei Herren in dunklen Anzügen begegnen sich.

Die Verse werden sehr rasch und mit Eleganz herunter gespult.

Der Conférencier spielt währenddessen eine leichte spritzige Hintergrundmusik auf dem Keyboard.

1.Herr: Mein werter Herr! Ich wünsche einen guten Morgen.

Wollen Sie mir vielleicht von Ihren Sorgen
nicht eben ein paar borgen?

Es ist mein Kopf so leer und hohl.

Wer fühlt sich schon ganz ohne Sorgen wohl?

2.Herr: Von meinen Sorgen sollte ich mich trennen?

Da müssten Sie mir eine gute Summe nennen.

1.Herr: Es kostet einen Preis? Den müsste ich dann
kennen.

Gut, nennen Sie die Summe.

2.Herr: Bedenken Sie: Was tu ich selbst den lieben
langen Tag
so sorgenlos mit einem Schlag?

Sie sind der Lachende, ich bin der Dumme.

1.Herr: Nur ein paar kleine Sorgen. Nicht die großen
Leiden.

Sie hören es: Ich bin bescheiden.

2.Herr: Gerade die kleinen Sorgen sind mir lieb und teuer.

Heuschnupfen, Husten, Hundesteuer.

Die Beipackzettel der Arznei studieren.

Das hält mich täglich am Rotieren.

1.Herr: Dann muss ich's anderswo probieren.

Ist mir auch selbst nicht wohl zu Mute –

Noch einen schönen Tag und Ihren Sorgen alles
Gute!

2.Herr: Wenn ich's in Ruhe noch einmal bedenke
und Ihnen einfach eine Sorge schenke...
He, Edelgard, bring deine Mutter her!
*Er wendet sich an zwei Frauen, eine jüngere und eine
ältere.*
Es gibt hier einen Herrn
der hätte gern
von seinen Sorgen etwas mehr.
Die Frauen besprechen sich.

Die ältere Frau: *kommt näher heran.*
Darf ich um eine andre Gunst Sie bitten?
Ich habe Tage lang nicht mehr gestritten.
Nicht so, wie man es tut in ganzer Wallung.
Nicht so, dass man den Ärger spürt in ganzer Ballung.
Sie müssten mich nur mehrmals grob beleidigen.
Ich würde mich genauso grob verteidigen.
Dann wieder schimpfen Sie zurück.

2.Herr: Sie brauchen einen Streit zu Ihrem Glück? –
Nun ja, Sie Gute, ich verstehe Ihr Problem.
So Tage lang ganz ohne Streit -
das ist zermürend und nicht angenehm...
Doch fragen Sie: Bin ich zum Streit bereit?
Er wiegt den Kopf, eher verneinend.
Gerade zu dieser Stunde?

Die Frau: Nur für Minuten ein paar böse Worte tauschen.
Dann hätten auch die vielen Leute in der Runde
etwas zu gaffen und zu lauschen.
Nur einmal heftig knurren wie zwei wilde Hunde.

2.Herr: Zur Unterhaltung für die Leute?
So für die Blicke dieser Meute Beute?

und heftig außerdem und wild? -
 Gerade bin ich so sanft gestimmt, so mild.
 Wenn ich es ehrlich sagen soll:
 Gerad heute bin ich so mit Güte voll
 wie selten sonst im Leben.
 Ich möchte lieber irgendwem vergeben.

Die Frau: Das lässt sich beides gut vereinen!
 Zunächst: im Zorn erbeben,
 voll Wut und Hass erscheinen.
 Danach in bitterer Reue weinen.

2.Herr: Ein Schauspiel... Nein, es wäre doch nicht echt.
 In einem solchen Schauspiel bin ich schlecht.
 Nein, ich bedauere erneut!
 Sie hier zu treffen doch hat mich gefreut!

Die Frau: So sanft und mild zu sein als Mann!
 Und niemand kommt, dem er vergeben kann...
Man geht seiner Wege.

Conférencier: *spielt ein paar kräftige Akkorde.*

*Dann wechselt er auf einen Walzer.
 Alle laufen daraufhin zu einem inzwischen hereingezo-
 genen Handwagen und greifen sich dort eine große
 „Tierpuppe“. Es sind ihre „Krafttiere“, mit denen sie
 gleich darauf zu tanzen beginnen – und zwar so, dass
 die besengroße Stange, an der das Tier fest hängt, mit
 einem Klettverschluss einfach am rechten Bein befest-
 igt wird. Es wird getanzt wie mit einem Tanzpartner–
 in schwingvollem Walzerschritt.
 Einer der Männer tanzt mit einem Wolf.
 Eine Frau tanzt mit einem Pfau.
 Ein anderer Mann tanzt mit einem Bären.
 Eine andere Frau tanzt mit einem Geier.
 Ein wieder anderer Mann tanzt mit einem Kojoten.*

Eine wieder andere Frau tanzt mit einer Fledermaus.

Ein vierter Mann tanzt mit einer Eule.

Eine vierte Frau tanzt mit einem Perlhuhn.

Nur der Conférencier greift keine Puppe – er spielt eine furiose Tanzmusik auf seinem Keyboard.

Entsprechend furios entwickelt sich auch der Tanz.

Dann ist er abrupt beendet.

Alle legen die Tierpuppe wieder auf den Handwagen zurück und nehmen Aufstellung im Halbkreis.

Der Conférencier zieht einen Zettel hervor.

Bevor wir bei unserer heutigen Zusammenkunft auf Punkt drei und vier unserer Tagesordnung kommen - : den Tausch der Orden, das große Festessen - möchte ich noch einmal an die allgemeinen Statuten und Grundregeln unserer Gemeinschaft der Gaukler und Komödianten erinnern.

Das erste ist: Der unbedingter Gehorsam – wie wir alle ihn uns selbst schulden: der eigenen Person und ihrer verborgenen Weisheit; jede fremde Autorität lehnen wir ab.

Zweitens: die Gewissenhaftigkeit und der Ernst in allen Dingen der Heiterkeit und des Humors - wie es umgekehrt die Pflicht der Leichtigkeit und des Humors gibt in allem, was ernst ist.

Drittens: Jeder ist frei, diese Regeln zu akzeptieren oder auch nicht.

Kommen wir so zum Ordenstausch.

Er blickt auf seinen Zettel.

Das Los hat entschieden. Sechs Orden werden getauscht.

Und zur Erinnerung: Ein Orden zeigt nicht die erworbenen Verdienste an; er zeigt die Verdienste, die wir

uns als Träger des Ordens erwerben.

Es tauschen der „Orden für den Liebreiz“ mit dem „Orden des Wagemuts“.

Er winkt einen Mann und eine Frau heran.

Der Liebreiz für Boris.

Der Wagemut für Alina.

Sie wechseln den mit einer Stecknadel an ihrer Bekleidung befestigten Orden.

Alle klatschen.

Es tauschen der „Orden für Esprit und Eloquenz“ mit dem „Orden der Weisheit und Verschwiegenheit“.

Wieder winkt der Conférencier einen Mann und eine Frau heran.

Die Eloquenz für Antonia.

Die Verschwiegenheit für Rubens.

Beide tauschen den Orden.

Beifall

Es tauschen zuletzt: der Orden für „Kraft und Autorität“ mit dem „Orden für Mitempfinden und Mitgefühl“.

Die Kraft und die Autorität für Dagmar.

Das Mitempfinden und das Mitgefühl für Carol.

Auch diese beiden tauschen ihre Orden.

Beifall.

Im Weiteren erinnere ich an die Philosophie, die Grundlage unserer Gemeinschaft ist:

Es ist der Essenzialismus.

Essenzialismus – das heißt: unsere Aufmerksamkeit gilt der Essenz.

Wir gehen nicht die Umwege und die vielen unnützen Verzweigungen, nicht die vielen Abwege, Umwege, Irrwege aller sonstigen Philosophien.

Wir richten unser Auge ausschließlich auf die Essenz.

Denn allein die Essenz ist das Essenzielle.
 Nichts ist so essenziell wie die Essenz.
 Das Unessenzielle – es hält uns auf. Er lockt uns auf
 Umwege, Abwege, Unwege, Irrwege.
 Wesentlich ist nur eins: die Essenz.
 Damit wir es nicht verwechseln und nicht vergessen –
 ich bitte um eine kleine Kontrolle und Wiederholung.
 Was ist Inhalt und Kern des Essenzialismus?

Rufe: Die Essenz!

Die Essenz!

Alle: *singen, während der Conférencier dirigiert.*

Die Essenz, die Essenz.

Die Essenz, die Essenz.

Die Essenz, die Essenz.

*Alles weitet sich aus zu einem großartigen Akkord
 und wird so abgeschlossen.*

Der als Rubens benannte Mann tritt vor.

Rubens: *seine Zeilen mit wichtigen Gesten begleitend*

Das Wichtige, genau betrachtet,
 ist die Essenz.

Das wird zu wenig oft beachtet
 und nicht mit Konsequenz.

Conférencier: *im Flüsterton* Zweite Strophe!

Er gibt erneut den Einsatz zum Singen.

Alle: *singen* Die Essenz, die Essenz.

Die Essenz, die Essenz.

Die Essenz, die Essenz.

*Wieder ein feierlicher lang gezogener Schlussakkord.
 Der als Urs benannte Mann tritt vor.*

Urs: Da braucht es einzig eine gute Brise
 von menschlicher Intelligenz.
 Doch keine Eloquenz.

Und die Devise, das ist diese:

Was zählt, ist die Essenz.

Conférencier: *gibt zum dritten Mal den Einsatz*

Alle: *singen zum dritten Mal*

Die Essenz, die Essenz.

Die Essenz, die Essenz.

Die Essenz, die Essenz.

Conférencier: Im Weiteren erinnere ich an unsere beiden
seit langem geplanten Projekte:

Ein eigenes Theaterhaus.

Zweitens: ein Waisenhaus - für junge und alte Waisen.

Drittens ein Theaterstück, das jeden, ob er will oder
nicht, in ein tagelanges glückliches Lachen versetzt.

Jeder, bitte, prüft seine Geldtasche und entscheidet,
was er für ein Theater- und ein Waisenhaus geben will.

Alle suchen in ihren Taschen.

Nur einer findet Geld.

Es gibt es dem ihm Nächststehenden.

*Dieser tut dies ebenso – bis das Geld wieder bei dem
ersten angekommen ist.*

Rubens: *in seinen Harlekins Hosen, tritt vor* Ich will –

Alina: Hört zu. Er will! Seid still!

Rubens: Ich will – *Er blickt jetzt etwas ratlos umher* –

Ich will – ich will –

Dagmar: Was willst du?

Rubens: Was? Ist das denn wichtig?

Ah ja! ich wollte reden – richtig!

Zum Reden trete ich hervor

Und bitte: Leih mir euer Ohr.

Das heißt für jeden, der mich hört,

dass er jetzt still ist und nicht stört.

Jetzt – hört man mich? Hört jeder hin?

Ganz wunderbar! Ich grüße allseits.
 Dass ich zum Reden hergekommen bin,
 das sagte ich bereits.
 Ich rede! Jeder hat es jetzt begriffen.
 Nichts wird gemurmelt, nichts gepfiffen.
 Nichts wird gemaunzt, gerülpst, gegrünzt.
 Ich wende mich an jeden.
 Das schnörkellose Reden,
 wie jeder weiß, ist eine Kunst.
 Ich möchte, dass mein Reden euch berührt
 und euch verzaubert und verführt.
 Das ist mein Wunsch und Wille.
 Noch immer Mäuschenstille?
 Ich sehe: Jeden hat es sanft getroffen.
 Was ihr draus schließt, das bleibt für jeden offen.
 Lasst uns auf eine neue Rede hoffen!

Conférencier: So ist die Rede aus?

Rubens nickt.

Ich bitte um den fälligen Applaus!

Alle klatschen.

Carol: tritt neben Urs, der eine Armbrust mit sich trägt.

Herr Schütze – schießen sie mir eine Wolke von der
 Wolkenwiese.

Ich zeige dorthin – und ich meine diese.

Urs: Nichts Leichteres als das.

Doch fürchte ich, Sie werden etwas nass.

Er schießt den Pfeil ab.

Es folgt von oben eine kleine Regendusche.

*Alle strecken die Hände danach aus; klatschen und
 lachen. Ausgelassene Stimmung.*

Plötzlich hört man ein bitterliches Weinen.

Dagmar weint.

Alle werden still. Schauen sie verwundert an.

Conférenciers: *fürsorglich* Was ist passiert?

Dagmar: Ach – es ist nichts.

Sie wischt sich die Tränen aus dem Gesicht.

Nur diese große Traurigkeit.

Sie weint wieder bitterlich.

Zwei andere ziehen Taschentücher hervor und fangen gleichfalls an zu weinen.

Conférenciers: *nickt* Der große Weltschmerz, ja...

Die große Traurigkeit.

Alle ziehen nun Taschentücher hervor und weinen.

Dagmar: Und weil wir doch so lange jetzt schon warten.

Und immer doch umsonst...

Das Weinen dauert an.

Dagmar spricht mit gesenkten Blicken, wie in einer Trance der Trauer gefangen.

Alles lag im Regen und alles war grau.

Die Dächer, die Bäume, die Straßen. Und der Regen ging schon seit vielen Wochen und Jahren. Und das Wasser an den Türen – es stieg und stieg, bis an die Fenster. Und alle Straßen lagen versunken im grauen Regen, die Autos, die Gärten, auch die Spielzeuge der Kinder lagen im Regen.

Da sprach eine Stimme: „Der Regen – das sind all deine Tränen. Erst wenn du aufhörst und keine Tränen mehr weinst – dann auch endet der Regen.“

Es waren aber die Tränen aller, die weinten. Sie weinten, weil die Erde so grau war und voller Regen. Und sie sahen auf die grauen Straßen, die grauen Dächer und grauen Türen, und schon wieder flossen und flossen die Tränen.

Conférencier: Genug geweint! Genug!

Tanz mit dem Krafftier!

Er klatscht auffordernd in die Hände.

Alle laufen wieder zu ihrem „Krafftier“ und greifen es.

Dagmar: *zögert noch, zum Conférencier*

Ob die Botschaft doch einmal kommt?

Und alles wieder Sinn hat und alles lange Warten ein Ende nimmt?

Es hat bereits eine neue Tanzrunde mit den „Krafftieren“ eingesetzt.

Christopher spielt am Keyboard

. Auch Dagmar tanzt schließlich.

Der Tanz ist diesmal nach kurzer Zeit beendet.

Der nächste Sketch.

Urs tritt mit einem Rucksack als Händler hervor.

Händler: Ich habe etwas anzupreisen.

Sie sehn mich hier mit einem Rucksack reisen.

Was ist darinnen? Raten Sie?

Es ist der Duft von Anarchie.

Der Duft von Schokoladeneiern und von Mayonnaise,
von Butterkuchen und von Schweizer Käse.

Er nimmt den Rucksack ab, öffnet ihn.

Sie grübeln, was dies soll?

Nehmen Sie einfach eine Lunge voll.

Nun? Toll?

Alle riechen in seinen Rucksack hinein.

Boris: Wir wussten es! Doch sagen Sie:

Sind Sie bereits ein Freund der Anarchie?

Händler: Keine Behörden mehr, die Daten speichern.

Keine Politiker, die sich korrupt bereichern.

Und keine Polizisten auf der Jagd nach Sündern,
um unbescholtene Bürger auszuplündern.

Boris: Keine Beamten, die um Steuern uns belagern.

Alina: Wenn es auch hilft, in Kürze abzumagern.

Händler: Sie sehn den Vorteil?

Boris: Der liegt auf der Hand.

Händler: Das gilt fürs ganze Vaterland.

Werden Sie Anarchist! Doch mit Verstand.

Es wird plötzlich etwas dämmrig im Raum.

*Christopher spielt leise weiter – doch etwas sanfter,
geheimnisvoller.*

*Eine skurrile Art des Diskutierens setzt ein – begleitet
von wichtigen Gesten, jeder wendet sich an jeden, der
gerade neben ihm steht.*

Ein Spieler: Wie kommt es, dass die Zeit

mal reichlich da ist, eine Ewigkeit,

und plötzlich wieder ist sie knapp?

Ein Spieler: Wie gibt man etwas ab

von einem übervollen Herzen?

Ein Spieler: Kennt auch ein Orchideenblatt

Melancholie und Schmerzen?

Ein Spieler: Ob jeder Stern am Himmel einen Namen hat?

Ein Spieler: Wie kommt das Funkeln in den Morgentau?

Ein Spieler: Wer macht am Tag den Himmel blau?

Ein Spieler: Von woher kommen nachts die Träume?

Ein Spieler: Wer hängt die schweren Äpfel an die Bäume?

Ein Spieler: Wer schiebt die Tulpen aus dem Tulpenbeet?

Ein Spieler: Wo ist der Wind, wenn er nicht weht?

Ein Spieler: Wo die Erinnerung, dann wenn sie schläft und
ruht?

Ein Spieler: Was tut ein Berg, wenn er nichts tut?

Sie versammeln sich in einem Kreis in der Mitte.

Ein Spieler: Was wiegt ein Freundeswort?

Ein Spieler: Was wiegt es, wenn es bricht?

Ein Spieler: Was wiegt ein kleiner Lord?

Ein Spieler: Und was wiegt ein Gedicht?

Ein Spieler: Was wiegt ein Sonnenstrahl?

Ein Spieler: Was eine große Zahl?

Ein Spieler: Wohin legt sich der Sturm, wenn er sich legt?

Ein Spieler: Was wiegt ein Rosenstock, der Knospen
trägt?

Was wiegt er, wenn er blüht?

Ein Spieler: Wer macht es, dass die Sonne abends glüht?

Ein Spieler: Was spricht die Blüte mit dem Schmetterling?

Ein Spieler: Was denkt ein welches Blatt?

Ein Spieler: Wie kommt es, dass der Ring
kein Ende hat?

Ein dritter und letzter Sketch setzt ein.

Es treten auf: zwei Paare. Das eine Paar sind Rubens und Dagmar; sie haben sich mit einem Kissen unter dem Bauch noch etwas dicker gemacht.

Das zweite Paar sind Antonia und Boris. Beide spielen ein schon etwas älteres Paar, an einem Stock gehend; Boris benutzt als Krückstock einen Degen.

Man trifft sich und verbeugt sich höflich.

Wieder werden die Reime wie schnurrend heruntergesprochen.

Hintergrundmusik auf dem Keyboard.

Der dickliche Herr: Werter Herr und werte Frau – ich lobe
mir Ihre schneidige Garderobe.

Die dickliche Dame: Vom Feinsten alles – jedes Stück.

Der ältere Herr: Dies Kompliment – wir geben lächelnd es
zurück.

Die ältere Dame: Man schaut und staunt – wie ginge es
noch schicker?

Direkt zur dicklichen Dame, mit leichtem Spott
 Selbst wo Sie etwas wohlbeleibter sind und dicker,
 versöhnt ein flotter Wurf der Falten.

Die dickl. Dame: *beleidigt* Ich wieder staune, wie Ihr Mann
 auf einem kahlen Kopf noch einen Scheitel ziehen
 kann.

Der dickl. Herr: Sie haben beide sich recht gut gehalten –
 wenn man bedenkt: Sie zählen zu den Alten.
 Man sieht es noch: Sie waren einmal jung.

Der ält. Herr: *zu Dagmar und Rubens zugleich, stichelnd*
 Ihre Frisur hat einen kühnen Schwung.
 Kaum merkt man, dass Ihr Haar gefärbt ist.

Der dickl. Herr: Und ihrer Haut, auch wenn sie ledern und
 gegerbt ist,

steht gut die imitierte Sonnenfarbe
direkt zu Boris und sie verdeckt am Kinn die Narbe.

Der ält. Herr: *auf Dagmars Ohrringe blickend*
 Wie echt die Platinimitate blinken!

Der dickl. Herr: *sowohl zu Alina wie auch zu Boris*
 Wie meisterhaft Sie Ihre Falten überschminken.

Der ält. Herr: *die Blicke auf das Halstuch der dickl. Dame gerichtet*
 Ein Halstuch, wie ein Tigerfell gescheckt,
 das bravourös Ihr Doppelkinn verdeckt.

Der dickl. Herr: Wie gleitet Ihre Zunge flott und gerade
 durch Ihre nachgebaute Zahnfassade.

Leider begleitet jeden Spruch
 daraus ein penetranter Mundgeruch.

Der ält. Herr: Jetzt wurde mir Ihr Zungenschlag zu scharf
 und schnell.

Ich fordere Sie hiermit zum Duell!

Er zieht seinen Degen.

Auch Rubens zieht plötzlich einen Degen hervor.

Dagmar: *läuft auf sie zu* Gemach! gemach! Wer wird sich
gleich erdolchen?!

So geht es zu bei Strolchen.

Sie doch sind wohlgeborene Herren.

Der ält. Herr: Hört dieser Mensch dort auf, mich anzuplä-
ren

und Unflat ins Gesicht zu speien,
bin ich bereit, ihm zu verzeihen.

Der dickl. Herr: Gestatten Sie – aus Ihrem Hals
plärrte und spie es ebenfalls.

Der ält. Herr: So sind wir quitt! Der ganze Streit
war ohnehin nicht sehr gescheit.

Rubens steckt seinen Degen wieder zurück.

Der dickl. Herr: Sehr recht! Auch ich benahm mich wie ein
Hammel

und war ein Starrkopf und ein Ignorant
bei diesem ungelenten Wortgestammel.
Ich reiche Ihnen meine Hand!

Er streckt seine Hand aus.

Der ält. Herr: *zögert den Handschlag anzunehmen.*

Auch wenn ich ungern auf Prinzipien reite -:

Der Starrsinn lag allein auf meiner Seite.

Auf meiner Seite: Starrsinn, Unverständnis.

Nehmen Sie das gefälligst hier zur Kenntnis.

Er klopft leicht bedrohlich mit dem seinem Degen auf.

Der dickl. Herr: Jetzt machen Sie sich mehr als nötig
schlecht.

Der ält. Herr: Ich war ein Starrkopf. Ich war echt.

Ich war ein Ekel, ganz unsäglich.

Der dickl. Herr: Auch ich verhielt mich grob und kläglich.

Der ält. Herr: Nein, es war meine Schuld! Mit Nachdruck
fordere ich,

dass dies geklärt ist. Sonst erzürnt es mich.

Wieder schlägt bedrohlich sein Degen auf.

Der dickl. Herr: Gut. So beenden wir den ganzen Zorn.

Beginnen wir ganz einfach noch einmal von vorn.

Man verneigt sich höflich.

Die Paare trennen sich.

*Nach einer kurzen Runde trifft man promenierend
wieder zusammen.*

Wieder freundliche Verbeugungen.

Der dickl. Herr: Bestechend diese Eleganz...

Sie gehn mit Ihrer Frau zum Tanz?

Der ält. Herr: Das nicht. Es reicht uns, hier zu

promenieren.

Der dickl. Herr: So sollten wir vielleicht zu Vieren hier

flanieren?

Der ält. Herr: zur dicklichen Dame Ihr Kleid ist zauberhaft

und sitzt adrett.

Die ält. Dame: Der Zuschnitt lässt verschwinden jedes

Fett.

Der dickl. Her: So kann sie nirgends sich blamieren.

Der ält. Herr: zur dickl. Dame Die Platinimitate, die Sie

zieren,

sind bestes abgestimmt auf die gefärbten Haare.

Die dickl. Dame: Wie doch die Altersspuren aller Jahre

verschwinden können hinter Fett und Farben,

die Runzeln und die Narben.

Der ält. Herr: Am allermeisten aber rühm

ich mir Ihr kräftiges Parfüm.

Ein Duft, der zu bezaubern weiß.

Er streckt seine Nase in Richtung der beiden andern,

rümpft sie. Fast übertönt er jeden Achselschweiß.

Der dickl. Herr: Und Sie dagegen riechen frisch?

Man präferiert auf Ihrer Seite das Gemisch
mit Schweißfuß. Wertes Paar, ich grüße,
in aller Freundschaft Ihre Käsefüße.

Er beugt seine Nase zu den Füßen der beiden anderen, rümpft sie, hält sie zu.

Der ält. Herr: *tippt mit seinem Degen gegen den Hintern der dickl. Dame.* Mit einem wohlgenährten Hintern lässt es sich lange überwintern.

Der dickl. Herr: Und noch eins: Ihre Frau ist etwas bärtig.

Der ält. Herr: Sie sind gemein und widerwärtig.

Doch ist es nur, wie jeder Sie längst kennt.

Der dickl. Herr: Ich danke für das Kompliment!

Der ält. Herr: Ein Kompliment? Von wegen!

Ich ziehe wieder meinen Degen.

Er zieht erneut seinen Degen.

Ebenso Rubens.

Boris nimmt den Degen wieder zur Seite.

Ich habe etwas vorzuschlagen.

Doch fürchte ich, der Vorschlag macht sie bleich.

Der dickl. Herr: Ich warte nur, dass Sie es sagen.

Der ält. Herr: Wir beide – wir erstechen uns zugleich.

Der dickl. Herr: Sehr gut! Der Vorschlag ist gerecht.

Auch ich benahm mich eben reichlich schlecht
und sollte es ein wenig büßen.

Liegen Sie gleich zu meinen Füßen,
dann gleichfalls ich – und wir sind quitt!

Stoßen Sie zu! Ich steche mit.

Sie erstechen sich. Fallen zu Boden.

Alle klatschen.

Ein paar kräftige Akkorde vom Keyboard.

*Wieder setzt ein geheimnisvolles „Diskutieren“ ein,
mit wichtigen Gesten.*

Ein Spieler: Bei Nebel bleibt die Welt verschwommen.

Ein Spieler: Das größte Glück am Reisen ist, nach Haus zu kommen.

Ein Spieler: *kokettierend* Darf ich Sie dann und wann ein wenig necken?

Ein Spieler: Der Heckenschütze schützt die Gartenhecken.

Ein Spieler: Ein Streichholz ohne Kopf – was soll das nutzen?

Ein Spieler: Ein heller Bach entspringt in den Abruzzen.

Ein Spieler: Ein Mensch doch ohne Kopf – das ist nicht selten,
Auch ohne Kopf kannst du in dieser Welt was gelten.

Ein Spieler: Ich bin verliebt – und träume jede Nacht von schweren Sünden.

Die anderen: In wen? In wen?

Der Spieler: Das muss ich noch ergründen.

Ein Spieler: Wie glänzt der See im abendlichen Schimmer.

Ein Spieler: Dem Mutigen hilft Gott – jedoch nicht immer.

Ein Spieler: Wer höflich ist, ist gern gelitten.

Ein Spieler: Am besten schimpft es sich zu zweit – auf einen fernen dritten.

Spieler: Ein guter Reim! Ich gratuliere.

Spieler: Das Stinktier hielt sich für den König aller Tiere.
Konnte es jeden Kampf doch wagen
und in die Flucht die ärgsten Feinde schlagen.

Spieler: Von einem Gnatzkopf lässt sich nichts erwarten.

Spieler: Ein voller Bauch studiert nicht gern – es sei denn Speisekarten.

Spieler: Verliebt bin ich – und möchte tanzen und mich überschlagen.
Wüsste ich noch in wen, es wär nicht zu ertragen.

*Der Conférencier spielt noch ein paar kräftige Akkorde.
Dann erhebt er sich.*

Conférencier: Da wir so fröhlich beieinander sind:

Ich präsentiere euch hier ein Geburtstagskind.

Gezählt hat er die Jahre nie genau.

Doch wie man sieht, sind seine Haare grau.

Auch seine Haut, so sagt er, wurde grau und ranzig.

Er schätzt sein Alter so auf Hundertzwanzig.

Glauben wir's ihm. Er hat bereits vor Wochen
uns einen kleinen Sketch versprochen.

Schließlich ist Altern schon seit ehemdem
ein nicht so ungewöhnliches Phänomenen.

Wir werden alle Tag für Tag

ein Stückchen älter – und mit einem Schlag
sind wir ein Greis, gleichgültig ob wir's wollen.

Nehmen wir's hin, ganz ohne Grollen.

Drei zeigen's uns, mit Witz und ohne Kummer.

Hier folgt die angesagte Nummer:

*Zwei der Spieler haben sich inzwischen in alte graue
Männer verwandelt.*

*Ein dritter, ebenfalls nun mit einer grauen Perücke,
spielt ein Saxofon.*

*Die zwei Männer gehen zunächst gebückt, in der Art
gebrechlicher Greise.*

*Plötzlich doch haken sie sich unter und beginnen, zu
tanzen und zu schunkeln.*

Die zwei Greise:

Wir sind die zwei klappernden Greise.

Wir singen es laut, (leise) wir singen es leise,

wir singen es ernst und tieftrübselig,

wir singen es heiter und singen es fröhlich,

wir singen es verloren und einsam,

wir singen es wild und gemeinsam.
 Wir singen es mit schlohweißen Haaren -
 das Lied von den Greisenjahren.

Einer allein: Es hängen die Augenlider
 bis auf die Nase hernieder.

Der zweite: Die Ohren sind grau und voll Staub.

Der erste: Und jedes zur Hälfte taub.

Der zweite: Und jedes Auge zur Hälfte blind.

Beide zusammen: Durch alle Löcher pfeift der Wind.

Der erste: Doch machen zwei halbe Ohren und Augen

Der zweite: Auch wenn sie scheinbar wenig noch taugen

Beide zusammen: Noch immer ein ganzes
 und freun sich des kleinen bleibenden Glanzes.

Der erste: Runzeln und Falten sind schön.

Was hilft das Gestöhn.

Der zweite: Runzeln und Falten berichten

unsere Lebensgeschichten

und zahllose Abenteuer,

von Leidenschaft, Liebe und altem Feuer.

*Sie ziehen Kastagnetten aus ihren Taschen und be-
 gleiten den Tanz mit den klappernden Kastagnetten.*

Der erste: Wir sind die klappernden Greislein.

Es klappert die Hüfte, es klappert das Steißbein.

Der zweite: Es klappern die einzelnen Rippen.

Der erste: Es zittern und bibbern die Lippen.

Der zweite: Ausgedünnt Locken und Mähnen,

die Haare flattern in einsamen Strähnen.

Der erste: Es klappert das Brustbein, das Jochbein.

Der Mund, mit klappernden Zähnen,

wird bald ein zahnloses Loch sein.

Der erste: Es klappert das Kreuzbein, das Sprungbein
 und möchte gern noch mal jung sein.

Der zweite: Es klappert das Nasenbein und der Kiefer
und hängen tiefer und schiefer und schiefer.

Ihr Tanzen und Klappern wird immer lebhafter.

Alle beide: Solange noch
die Beine uns tragen,
auch wenn unsre Herzen schon matter schlagen –
das Tanzen wagen wir doch.

Der erste: Es tanzt und klappert das Brustbein.
Das Tanzen soll uns eine Lust sein.

Der zweite: Es tanzt und klappert das Jochbein.
Munter und fröhlich wollen wir doch sein.
Sie tanzen jetzt einen Schuhplattler.

Alle beide: Brustbein, Jochbein, Kreuzbein, Sprungbein,
Steißbein, Nasenbein, rechtes Bein, linkes Bein,
Oberbein, Unterbein –
Alles Gebein
lasst tanzen, lasst tanzen und munter sein!

8.Szene

Der Conférencier hat sich kurz verabschiedet.

*Jetzt erscheint er wieder und hat einen Briefbogen in
der Hand.*

*Er wendet sich an Alina und Carol und flüstert beiden
etwas zu.*

Alina: Die Botschaft! die Botschaft!

Ulina hat uns geschrieben.

*Sie nimmt den Umschlag an sich, reißt ihn auf und ent-
nimmt ihm ein paar beschriebene Blätter.*

Nachdem sie das erste Blatt überflogen hat.

Sie schreibt uns, dass sie noch bleiben muss...
Doch bald, so sagen die Ärzte, kann sie die Anstalt verlassen.

Alina und Carol beginnen abwechselnd zu lesen.

Alina: Er war es wieder:

Mein Traumbegleiter – ich begegnete ihm dreimal in dieser Woche.

Das erste Mal erschien er mir in Gestalt eines Pharaos mit goldener Maske. Doch hinter seiner Stirn war es leer. Ich fand nur die Fächer eines Buchhalters mit Geschäftsbilanzen, Ehrgeiz und Stolz. Alles Gold der Maske war nur Blendung und Schein.

Dann löste er sich in der Maske auf und war fort.

Ob er es war – oder nur ein Bild, das er mir geschickt hatte?

Ich kenne seinen Humor.

Bald darauf erschien er erneut – diesmal als Sonnengott, er war groß, er war strahlend, ich war geblendet von seinem Glanz.

Wieder ein Bild?

Doch ich spürte seine Sanftmut.

Jeden seiner Strahlen bewachte er sorgfältig, dass mich keiner verletzte.

Ich fragte ihn nach dem Sinn des Leidens in unserer menschlichen Existenz.

Er schwieg. Und ich fragte ihn nach dem Sinn unserer Existenz überhaupt.

Er fragte zurück: Du kennst ein Tier, das nichts vom Wasser weiß – du kannst es mir nennen?

Ich wusste es nicht.

Doch er beharrte darauf. Du kennst es. Es weiß vom Wasser nichts, obwohl es doch darin lebt.

Ich fragte: der Fisch?

Der andere: Sicher, der Fisch. Die Antwort ist einfach und jeder sucht doch lange danach.

Er lebt im Wasser – und kennt es doch nicht.

Er sagte weiter: Vom Wasser kann nur wissen, wer das Wasser verlässt und außerhalb steht.

War dies die Antwort? Ich konnte nichts damit anfangen.

Später fiel mir der zweiten Teil seiner Antwort ein, den ich vergessen hatte.

Wir alle kommen aus Gott. Doch wir müssen Gott verlassen, um zu wissen, was Gott ist.

Carol übernimmt das Blatt.

Carol: Ich habe von den hellen, den schönen, den klaren Träumen gesprochen.

Je mehr sie zunehmen, desto mehr nehmen auch die anderen zu.

Ich habe von meinem Traumbegleiter gesprochen und von dem anderen Mann, der ihm oft folgte, dem Mann mit dem Schatten.

Ich stoße ihn fort. Doch wieder und wieder mischt er sich in meine Träume ein.

Er nahm jetzt selbst die unterschiedlichsten Verkleidungen an.

Er erschien als Löwe, mit sich lebendig ringelnden Schlangen hinter dem Haupt.

Er sagte mir, ich solle in seine Mähne greifen und sie glätten. Doch müsse ich furchtlos bleiben.

Sobald ich zittern würde, könnte sich gefährlich sein
Rachen öffnen und würden sich spitz seine Krallen
spreizen.

Er kam als Medusa mit Drachenzähnen und feurig
glühenden Drachenaugen. .

Er reichte mir einen Spiegel und erklärte mir, dass
ich nur im Spiegel seinen Anblick ertragen könnte.
Konnte er mir feindlich sein, wenn er mir doch den
Spiegel reichte?

Vielleicht war es doch nur wieder mein Traumbeglei-
ter und was er tat eine Prüfung.

Er kam mit der Maske des Todes.

Ich solle sie ihm abreißen, sagte er mir.

Als ich die Maske fortriss, erschien ein Reptil.

Du blickst einzig deine Furcht an, sagte er mir.

Ich riss die Maske des Reptils fort und blickte in ein
Kindergesicht.

Du musst mich formen, hörte ich seine Stimme.

Denn nur wenn du mich geformt hast, bin ich Teil
deiner selbst.

Ich streichelte den Löwen.

Ich schnitt ihm die Schlangen fort.

Ich befolgte alle seine Anweisungen.

Immer doch blieb ich in Furcht, ob es nicht auch der
„Mann mit dem Schatten“ sein könnte.

Ein neues Blatt. Wieder übernimmt es Alina.

Alina: Sein Schatten verselbständigte sich.

Er erschien mir als tanzender Dämon.

Er liebte die Lüge - ein Tier, das er achtsam unter
dem Arm trug, eine Ratte mit einem Schlangenkopf.

Er tanzte den Tanz der Zerstörung. Er sagte es offen:

Wie andere ihr Glück finden im Erschaffen, so findet er sein Glück im Zerstören.

Er sah sich als eine Fingerkuppe Shivas, des indischen Gottes der Zerstörung.

„Gott hat in mich die Lust der Zerstörung gesetzt,“ so sagte er, „wie in den Rachen der Schlange das Gift.“ Diesmal war es sicher der Mann mit dem Schatten. Tage später kroch er am Boden auf mich zu und forderte mich auf, seinen Schatten anzuzünden und zu verbrennen.

Fürchte dich nicht vor meinen Schmerzscreien, sagte er.

Tust du es nicht, schieße ich Pfeile des Wahns auf dich ab. - Doch ich wagte es nicht.

Ich hätte es tun sollen. Denn er schickt mir jetzt Alpträume, Nacht für Nacht.

Ich befand mich nicht mehr in meiner Zeit. Vielleicht nur einige kleinere Schritte in der Zukunft voran. Vielleicht viele Jahrzehnte. Vielleicht viele Jahrhunderte.

Vielleicht auch war es der Blick in eine Zukunft, die niemals geschehen wird.

Ich hoffe, es war solch ein Blick und es wird niemals geschehen.

Die Menschen hatten große Teile der blauen Atmosphäre dieses Planeten zerstört.

Dort gab es keinen blauen Himmel mehr.

Die Wälder, die sie oft hatten brennen sehen, waren, wertlose Savannen geworden.

Die Sonne schien unverändert, sie ging auf im Osten, stand im Zenit und versank im Westen. Doch der Himmel um sie war schwarz.

Die Menschen brauchten die Savannen und Rinder nicht mehr. Überall kämpften sie um ihr Überleben. Sie kämpften mit Hurrikans und Tsunamis und mit Zeiten einer entsetzlich quälenden, nicht endenden Dürre.

Es war, als ob die gesamte Erde sich in Aufruhr befand. Es war, als wäre ihre lange Geduld erschöpft. Das Gift, das die Menschen bedenkenlos in die Atmosphäre entlassen hatten, kehrte zu ihnen zurück – als schwarzer, zersetzender Regen. Die Stürme, die die Erde umrollten, klangen wie ein einziges Brüllen, das in nicht mehr zählbarer Folge Wetterkatastrophen ausspie, ohne Ende. Die Menschen hatten ihre Zeit gehabt – doch nun war sie verstrichen. Und es traf auch jene, die es vorausgesagt und es genau berechnet hatten. Sie hatten es ausgemessen, auf das Komma genau. Doch die Menschen waren weitergetanzt auf ihren schwankenden Trittleitern der Lüge und Heiterkeit. Und nun war es einfach geschehen.

Carol greift das nächste Blatt.

Carol: Ich sehe mich selbst in dieser anderen Zeit.

Ich verlasse eine abgelegene Höhle, verummt und in Fellen, doch das Unsichtbar-Werden gelingt mir nicht, der Wahnsinn hat mich erneut mit einem vergifteten Pfeil getroffen, vielleicht auch war es der Biss einer Schlange, ich lache lange den Schmerz hinweg, doch nun beginnt er, wie eine glühende Fackel zu brennen. Er legt sein Gesicht auf meines, er sagt, wir sind enge Geschwister, wir sind aus dem gleichen Fleisch und Blut. Warum willst du meine Freundschaft nicht annehmen? Warum hast du über

Jahrhunderte die Türen vor mir versperrt und die Fenster verschlossen? Ich zeige dir all meine Gestalten aus Rausch und Magie.

Und der Wahnsinn hüpfte in silbernen Tropfen über das Pflaster, er hält sich den Bauch wie ein lachendes Kind, das im Lachen zerbricht und ich sehe, wie es tausend funkelnde Ungeheuer aus sich hervorbrechen lässt. Sie bevölkern die Luft, sie bevölkern die Meere, eine Wolke ist ihr Auge, ein Tsunami ihr Rachen. Sie kennen ihre Lust, ihre Lust ist das Verschlingen, sie kennen ihre Gier, die nie enden kann, bevor sie alles verschlungen haben.

Wenn du eins bist mit mir, dem Wahn, wirst du mich nicht mehr als Feind empfinden.

Warum hast du uns nicht lange schon eins werden lassen? Und die funkelnden Ungeheuer aus meinem Leib – du wirst sie zu lieben beginnen. Sie sind deine Nachtgefährten, sie sind es schon immer gewesen. Jetzt erkennst du sie. Jetzt kannst du sie endlich als deine Freunde umarmen.

Sie sinkt wieder einen Moment erschöpft zusammen.

Wir tanzen. Wir tanzen – der Wahn und ich.

Und er zeigt mir den an allen Horizonten von Feuern glühenden Himmel und er sagt, wir tanzen in das Feuer hinein.

Wir werden in einen friedlichen Schlaf fallen – du und ich.

Der Brief ist zu Ende gelesen.

Alle sind in Stille erstarrt.

Die Stille dauert an.

Der Conférencier reißt sich von der Gruppe der Lau-schenden los und nimmt vor seinem Keyboard Platz.

Er lässt in rascher Folge wilde heftige Akkorde erklingen.

Es ist ein Versuch, sich von der Wolke von Bedrückung, die sich auf alle niedergelassen hat, zu befreien.

Über der Bühne wird es dunkel.

Die Klänge werden leiser und entfernen sich.

Es tritt völlige Dunkelheit ein.

Auf der linken Seite wird es wieder ein wenig hell.

Man sieht den glühenden Himmel.

Doch es tanzen apokalyptische Bilder darin – begleitet von Blitzen und Donner.

Brennende Wälder und in Trümmern liegende Städte – darüber ein schwarzer Rauch.

Brennende Wolken mit Dämonengesichtern.

Nach und nach tritt wieder Ruhe ein.

Und dann: Auch ein leises Chorsingen ist wieder zu vernehmen.

Doch es bleibt fern.

Alles Licht über dem Meer erlischt.

Vierter Teil

1.Szene

Zunächst wieder nur Dunkelheit.

*Dann, während der folgenden Zeilen, ein matt
aufleuchtendes Licht über dem Zimmer Fried-
berts, in dem ihm sein Bruder gegenüber sitzt.*

Die Stimme:

Klirrender Abend.

Der kalte Tag, in grauer Erschöpfung,
erfriert an sich selbst.

Aus dröhnender Lautlosigkeit
kriecht das Dämmer heran
durch spinnennetzgleiche Fensterkreuze.
Nachtdunkel frisst die letzten Funken des
Tags
von Türen und Tischen.

Allein sein.
Schmerzmesser durchschneiden die Stille.
Tanz verlorener Schatten.
Tickende Sinnlosigkeit.

Nacht. Tiefschleifende Himmel,
mit Trauerlauten gefüllt,
durchziehen das Zimmer.

Gefüllt mit Heimwehmusik. Fern.
 Und wieder das Seufzen der Erde,
 berstend aus schwarzen Kehlen der Tiefe.

Alle Gesichter der Schatten
 erkenne ich nun –
 in das Summen der Stille gewebt
 bevölkern sie Schränke und Kammern.

Namenreich. Zahlreich.
 Und hinter ihnen mit stillem ersticktem
Schrei
 die Lieben, die ausgebleichten,
 die ungelebten, die lange vergessenen,
 die versäumten,
 die dunkel erwürgten.

Schlaf.
 Und fern eine Stimme.

Sie spricht von den Lieben, den ungelebten.
 Sie sagt:
 Sie bleiben aufbewahrt in meiner Hand.

Sie sagt:
 Allen doch wirst du wieder begegnen.

Sie sagt:
 Alle werden sich schließlich erfüllen.

Licht auf der rechten Seite.

Friedbert: Zu viel an geballten Schrecken?

Zu viel Dunkelheit?

Nach einer Stille

Ich kämpfe den Kampf jeden Autors:

Den Leser oder den Zuschauer wie ein Freund
zu begleiten.

Ihm keinen Schmerz zuzufügen, der ihn im
Dunkel lässt und ihn lähmt.

Das andere: Was schulde ich so der Wahrheit?

Die Wahrheit pocht mahnend an und ich höre
sie sprechen: Vergiss nicht auch mich zu sehen.

Ich sehe sie.

Und zahle den Tribut, den sie fordert.

Wieder leuchtet die Meereskulisse auf.

Die „Uferwächterin“ in der Mitte.

Links erscheinen drei Männer.

*Als sie auf das Meer blicken, bedeckt jeder von
ihnen die Augen mit den Händen – das Licht
blendet sie, zwei von ihnen so schmerzhaft, dass
sie sich sofort wieder zurückziehen.*

Es bleibt: der Kommandant.

*Er bewegt sich mit langsamen Schritten auf die
„Uferwächterin“ zu.*

Kommandant: Ich habe nur gedient.

Als junger Mann in einer Fliegerstaffel.

Wie es mein Auftrag war, ließ ich – sobald das
Feindziel, die Hauptstadt unseres Feindes er-
reicht war – die eingelagerten Bomben meines

Flieger in die Tiefe stürzen. Im Zehnsekundentakt, wie eingeübt. Ein leichter Hebelldruck.

Wie es der Befehl war, suchten wir nicht allein nach militärischen Objekten, die oft getarnt und schwer zu finden waren. Wir entluden die Bombenfracht auch über allen Wohnbezirken dieser Riesenstadt. Hochhäuser sah ich unter unserem Bombenhagel zusammenstürzen. Auch die städtischen Theater wurden nicht verschont, auch nicht die Kirchen. Wir wussten: In den Kirchen verkroch sich die feindliche Bevölkerung zu Hunderten und glaubten sich dort sicher. Wie in den U-Bahnschächten. Waren sie zugebombt, dann saßen diese Menschen in der Falle.

Wir wussten von den Feuerstürmen, die der Abwurf unserer Bomben in den Straßenschluchten überall entfachte. Wieder eine Falle. Um der Feuerwand, die sie verfolgte, zu entkommen, liefen die in Panik Flüchtenden in eine andere Feuerwand hinein. Tausende verkohlter Leichen ließen wir zurück.

Panik – dies war, was unsere Bombenflüge auslösen sollten, in der gesamten feindlichen Bevölkerung. Es war ein Teil der Taktik, unseren Gegner endgültig in die Knie zu zwingen.

In dieser Fliegerstaffel erwarb ich meine ersten Orden. Auf vielen Familienfotos konnte ich danach mein Bild sehn: ordensgeschmückt, mit stolzem Blick.

Der Armee blieb ich seitdem auch weiter treu. Ich wurde Kommandant.

Er hat inzwischen auf dem Boden Platz genommen.

Das Töten und Zerstören war mein Kriegsgeschäft geworden. Man hatte mir beigebracht, dass alles, was ich tat, zum Schutz der eigenen Vaterlands geschah, das es jederzeit vor einem feindlichen Übergriff zu schützen galt – am besten, wenn man diesem Übergriff zuvor kam.

Die Orden mehrten sich,

Die folgenden zwei Jahrzehnte überspringe ich.

Die Zeiten hatten sich geändert.

Plötzlich war Unrecht, was einmal Recht gewesen war.

Ich stand vor einem Kriegsgericht.

Ich verstand nicht, was geschah.

Die Anklage lautete auf Kriegsverbrechen – einzig für das, was ich als Kommandant als meine Pflicht gesehen hatte.

Der öffentlichen Entehrung kam ich zuvor, indem ich eine Pille schluckte, die mir den schnellen, schmerzlosen Tod brachte.

Doch war es nicht, wie ich erhofft hatte, auch die schnelle Erlösung.

Ein Film begann vor meinen Augen abzurollen.

Ich sah mein Kriegsgeschäft der Jahrzehnte erneut in allen Details – doch mehr als mit den eigenen Augen diesmal mit den Augen der andern, meiner Opfer.

Es waren Tausende.

Nicht jene, die ein schneller Schuss zur Strecke brachte, waren die quälenden.

Es waren die vielen anderen, die verstümmelt am Boden röchelten und die verstümmelt bleiben würden bis an das Ende ihres Lebens.

Ich spürte ihre Schreie der Verzweiflung wie meine eigenen.

Ihre blutenden Wunden spürte ich, als wären es die eigenen.

Ich spürte die Trauer und Verzweiflung der Angehörigen um den verlorenen Sohn, den verlorenen Bruder, den verlorenen Vater. -

Was soll ich tun? All diese Bilder – wie kann ich sie löschen?

Nichts wünschte ich mir mehr als wieder eine Todespille – doch eine, die mich nie mehr ins Erwachen zurückzwingt.

Die „Uferwächterin“ verweist wieder auf einen Punkt fünf Schritte von ihr am Ufer entfernt, wo er Platz nehmen soll.

2.Szene

Der zweite Mann, der zuvor kurz Erschienenen, ist zurückgekehrt, ein noch jüngerer Mann.

Es ist der Attentäter.

Sein Gesicht zeigt Verwirrung. Er läuft kurzentschlossen auf die „Uferwächterin“ zu.

Der Attentäter: Wo bin ich hier?

Ich muss verirrt sein.

Alles funktionierte nach Plan.

Als ich den Marktplatz erreicht hatte, zündete ich die Bombe an meinem Körper.

Die Bombe tat, was sie tun sollte:

Sie zerfetzte mich in einem Augenblick – dann zerfetzte sie die Körper der Menschen auf dem Marktplatz, viele, ich zählte sie nicht, es war das vorgesehene Blutbad, das wir den vom rechten Glauben Abgekommenen zufügen wollten. Ala sollte sie richten, die Abtrünnigen, die Verstockten, er sollte ihnen wieder den rechten Weg weisen. Dies war mein Auftrag, den ich im Dienst an Ala erfüllte.

Ich muss verirrt sein.

Man hatte mir das Paradies versprochen.

Hier ist es nicht.

Ich bin ein Märtyrer. Wo bleibt mein Lohn?

Wo sind die vielen Jungfrauen, die man mir versprochen hat?

Ich sehe keine.

Er wendet sich noch einmal direkt an die „Uferwächterin“ Kannst du mir weiterhelfen?

Wo geht es hier zum Paradies?

Die „Uferwächterin“ zeigt keine Reaktion.

Sie sitzt wie eine Gestalt aus Stein.

Der Attentäter winkt verärgert ab.

Er blickt auf das Meer.

Es blendet ihn.

Er zieht sich wieder nach links zurück und verschwindet.

3.Szene

Die dritte Gestalt erscheint erneut.

*Man sieht sie zunächst nur aus der Rückensicht.
Sie geht auf einen Stock gestützt, ein alter Mann,
der auf dem Weg zur Uferwächterin“ den Schritt
immer wieder verzögert.*

Der Diktator: Man sagte mir, ich müsse meine Grotte eines Tags verlassen.

Manche verbergen sich Jahrhunderte darin.

Dann irgendwann zieht es sie doch hinaus – sie alle fürchten sich, einige kennen die Gründe ihrer Furcht, andere kennen sie nicht.

Doch auch die Grotten ertragen sie nicht länger. Meine war zunehmend mit Gespenstern gefüllt. Je mehr ich danach suchte, desto mehr entdeckte ich von ihnen. Wie Fledermäuse klebten sie meiner Decke, Gespenst dicht an Gespenst, wie Fledermäuse schwirrten sie umher und grinsend bleckten sie die Zähne. Und schlug mein Stock nach ihnen, so traf der Stock doch nichts als einen Schatten.

Ein Spuk. Und doch kein Spuk. Es wurde unerträglich.

Unerträglich wie doch auch mein Schlaf war, in den ich mich zu flüchten suchte.

Die immer gleichen bösen Träume. Es gab kein Entrinnen.

Und einer dieser Träume kehrte tausendfach zurück.

Ein Zug von Menschen – viele zerlumpt und bleich, gebückt und ausgezehrt wie Hungerleichen – ein Zug von Tauenden, von Hunderttausenden, vielleicht auch von Millionen – ich konnte sie nie zählen – Männer in blutigen Uniformen, mit verbrannten Armen und Gesichtern, viele hinkend; schlimmer noch die Frauen, ihre verschreckten, hohlen Augen, manche trugen tote Kinder auf dem Arm, und die Kinder, ja auch die Kinder – viele von ihnen ebenfalls verbrannt, verstümmelt —

Ein Zug, der niemals enden wollte.

Er hat begonnen, mit schweren Schritten auf- und abzulaufen.

Erstmals erkennt man sein Gesicht genauer.

Es trägt ein kleines Lippenbärtchen.

Und das Schrecklichste: Meist blieb er stumm.

Mit diesem Stummsein, das der unerträglichste, unsäglichste, grausamste Schrei war.

Eine Anklage, so schwarz, so hart, so bitter, dass sie kein Wort mehr finden konnte.

In meinem Kopf sprach eine Stimme: Ich habe einzig meinem Volk gedient.

Und wieder tausendfach, zehntausendfach zermartete die Stimme meinen Kopf und wollte sich in einem Schrei befreien.

Vergeblich. Was ich auch versuchte: Ich konnte diesen einen Satz nicht sprechen.

Auch ich blieb stumm.

Gefangen von dem gleichen Grauen, das diese stumme Menge vor mir hertrieb.

Und doch: Es gab ihn diesen stummen Schrei.

In einem andern, einem kalten Universum brach
er sich Bahn, mit tausendfachem Echo.

Verwandelt in einen Schrei aus Höllenkehlen,
gemischt mit Spott, mit einem kalten Lachen.
Schweißgebadet katapultierte es mich in das Er-
wachen zurück.

In meine dunkle Grotte der Fledermäuse, der
Gespenster.

Ich habe einzig meinem Volk gedient.

Das war mein Wille.

Doch die Bilder meiner guten Taten, wie ich sie
selber sah, verblassten.

Ich wollte ein Volk aus den Fesseln des Jochs
befreien, die ihm ein falscher Schuldspruch zu-
gefügt und einer Knechtschaft unterworfen hatte,
die ihm den Atem raubte. Ein Volk, das tief ge-
demütigt, den Glauben an sich selbst verloren
hatte.

Ich spielte die Rolle des Befreiers. Und man
nahm sie dankbar an.

Die Aufmärsche der abertausend Uniformen vor
jeder meiner Reden wurden zum Fest, sie stimu-
lierten mich. Ich sprach mit Donnerworten,
sprach von Verdammnis, brüllte Zorn und Hass
hinaus auf jene Unterdrücker, die dies Volk ver-
sklavten und mein Schwur war, Feuer und
Schwert und Tod zu ihnen zurückzubringen.

Ich sah nicht, wie der Rausch der Macht in
meine Adern kroch, wie mit der ergriffenen
Macht die Macht mich selbst in ihren Griff
zwang, unausweichlich.

Besoffen, betäubt von Macht gestikulierte ich auf meiner Rednerbühne. Ein Bild, das mich mit Ekel und mit Scham berührt.

Der Machtrausch ließ mich Türen in namenlose nie gekannte Gräuel öffnen. Ich setzte eine Welt in Brand, taub für die Schreie meiner Opfer, blind für das Blutbad, in dem ich Volk um Volk versinken ließ.

Er hat nie auf das Meer geblickt. Jetzt wendet er ihm ganz den Rücken.

Niemand hier kann mir helfen.

So wenig wie mir die Kugel half, die ich mir selber gab.

Niemand wird jemals dieses Monster lieben können, zu dem ich wurde.

Dem Rausch der Macht – nur ein Sekundenflug, wie ich es jetzt begreife - folgte ein Fluch, der nie ein Ende finden kann.

Er tritt den Weg der Rückkehr an.

Die „Uferwächterin“ wendet erstmals den Kopf und will ihn mit einem kleinen Wink zurückrufen. Dies allerdings bemerkt dieser gebrochene Mann nicht mehr.

Er verschwindet nach links.

Über der Szene wird es langsam dunkel.

In diese Dunkelheit bricht plötzlich dröhnend das „Dies Irae“ aus Verdis Requiem herein – mit der Macht eines Unwetters.

Es vergeht allmählich.

Was bleibt sind die zarten Klänge einer Glasharmonika.

4.Szene

*Licht wieder auf der ganz rechten Seite.
Friedbert auf seinem Sterbebett.
Sein Bruder ihm bewegungslos gegenüber.*

Die Stimme:

Sprache, die keiner ersinnt –
für die noch ungeborenen
neuen Keime des Lichts,
die Heilung erschaffen,
die jegliche Wunde sich schließen lassen.
Sprache, die machtlos verstummt
vor den Drachengesichtern
der tausendfach lauernnden Schatten,
speiend ihr Gift in die Zeit,
geätzt in das Schreckensgestein
einer Geschichte der immer aufs Neue
blutenden Wegspuren,
nie endende Sturzbäche
der Tränen, mündend in frierenden
Ozeanen aus Eis.

Du, der Tänzer auf zitterndem Seil,
wandernd gekrönt von Nacht.
Weg und Wurzel ist nur
dein neues Sternenerinnern.
Wurzel die Welt, die du duldest und trägst.
Funkelnd gekrönt von Nacht:
Strahlen des Hauptes werden

dir Gipfel und Abgründe knüpfen
ans Wurzelsein deiner Schritte;
sie tanzen lassen auf deinen Händen.

*Noch einmal völlige Dunkelheit.
Wieder klingen die dramatischen Takte des
„Dies Irae“ von Verdis Requiem auf – wieder
lautstark und mit großes Gewalt.
Als sie verklungen sind, hellt sich der Vorder-
grund der Bühne wieder auf.
Die rechte Seite Teil mit Friedbert und seinem
Bruder verbleibt in einem dämmrigen Licht.*

*An einem Tisch sitzt der Kommandant mit einem
Mann, der gleichfalls eine Uniform trägt. Auf dem
Tisch stehen eine Flasche und zwei Gläser, die sie
sich vollgießen.
Sie trinken.*

Friedbert: Du erinnerst dich an den Kommandanten,
der – als Kriegsverbrecher angeklagt – seine
Ehre zerstört sah und der sich mit einer tödli-
chen Giftkapsel selbst richtete?

Auch ihn sah ich bei der Uferwächterin, die im-
mer nur schweigt und die doch wie ein Magnet
scheint für alle diese Gestalten, die selber Hand
an sich legten und zunächst in den Grotten der
Buchten hausen, bis sie der Überdruß an die
hellen Ufer treibt.

Und immer wieder blendet sie, sobald sie dort
auftauchen das Licht, und nicht wenige kehren
in die Buchten zurück.

Die dem Licht stand halten und das leuchtende Meer schließlich als ein neues Versprechen erkennen, es vielleicht sogar als Verlockung sehen, denen kann geholfen werden an diesem Ort.

Was ist mit dem Kommandanten geschehen?

Ich kann es nicht sagen.

Die zwei anderen kehrten um.

Der eine von ihnen war schnell zu erkennen.

Du wirst ihm noch einmal begegnen.

Ich habe ihm kein eigenes Stück gewidmet.

Diese Aufgabe wäre zu groß für mich.

Doch es gibt einen kurzen Auftritt für ihn – in einem anderen meiner Stücke, in das er sich, ohne dass ich es eingeplant hätte, irgendwie „hineinschmuggelte“ und sich so unbelehrbar zeigt wie in dem Testament, das er kurz vor seinem Selbstmord verfasste.

Und der Kommandant? – Ich nahm mehrmals den Anlauf, ihm ein ganzes Stück zu widmen, doch jedes Mal ohne Erfolg. Es blieb immer Fragment, und das meiste davon habe ich schließlich vernichtet.

Nicht alles. Der Stoff begann mich aufs Neue zu bannen, als ich sah, dass er der Vater zweier Kinder war, eines Jungen und eines Mädchens. Wie ist es für einen jungen Mann, eine junge Frau, wenn sie erkennen müssen, dass ihr Vater ein Kriegsverbrecher ist?

Natürlicherweise lieben Kinder ihre Väter und halten zu ihnen. Und wenn es doch anders ist? Wenn es zur Entzweiung kommt – bis an den

Punkt, dass sie ihren als Kriegsverbrecher gesuchten Vater verraten?

Es hätte ein Stück der Streitgespräche und bitteren Anklagen werden können. Doch auch daran verlor ich schließlich das Interesse. Es entstanden nur Dialoge, die ich schon Dutzende Male gelesen oder auf der Bühne gesehen hatte.

Doch die zwei Geschwister nahmen mehr und mehr Leben an. Der Sohn, der sich selbst fest versprochen hatte, niemals wie sein Vater, den er für seine Taten verachtete, unter einem Kriegsherrn zu dienen und auch die Tochter schlugen einen Weg ein, auf dem sie sich von einem konventionellen Leben zunehmend entfernten.

Ihr Vater, der doch nur fühlte, seine Pflicht zu erfüllen, hatte Zerstörung in die Welt getragen. Sie wollten dem etwas entgegensetzen, was die Welt zum Besseren veränderte. – Würden sie dabei erfolgreich sein?

Doch nicht auf dem Weg eines Arztes, schon gar nicht dem eines Pastors. Sie waren, wie ihr Vater, Kämpfer- und Kriegerseelen. Und ihre Intensionen, die Welt zum Besseren zu verändern, konnten sich nicht auf den kleinen und engen Kreis eines konventionellen Lebens beschränken.

Du wirst sie gleich kennen lernen.

Behalte sie wachsam im Auge.

Wenngleich auch dieses Stück wieder nur ein Fragment blieb - ich habe dieses Fragment nicht, wie viele andere, wieder vernichtet. Die beiden, der junge Mann und die junge Frau wuchsen mir ans Herz, und ich habe sie bis an ihr Ende, das

ein bitteres und tragisches war, begleitet. Sie konnten das Mittel der Gewalt letztlich aus ihrem Leben nicht verbannen – bis es sie selber traf.

5.Szene

Die vordere Bühne wieder in hellem Licht.

Der Kommandeur und sein Begleiter, ein Kriegsveteran, trinken.

Der Kriegsveteran: Und wirklich meinst du, wir sind sicher hier?

Der Kommandeur: Eine abgelegene Datscha...

Wer würde in einer solchen Datscha nach uns suchen?

Der Kriegsveteran: Es ist die Datscha deiner zwei Kinder.

Der Kommandeur: Was wiederum niemand weiß.

Und: Vergiss nicht, dass ich ihr Vater bin.

Seit einer Woche versorgen sie uns mit Essen.

Sie werden es tun, solange es nötig ist. Das heißt: Bis unsere Flucht arrangiert ist und wir endgültig untertauchen können.

Sie trinken. Eine Stille.

Ich denke häufig an Dietmar zurück – wie ich unter deiner Führung ein „verdienter Kriegsveteran“, wie man das nennt. Er hat sich in seiner Zelle erhängt. Er hinterließ diesen Brief mit den Zeilen: „Er wollte den Mörder in sich ermorden.“

Die Bilder dieses einen Massakers verfolgten ihn.

Der Kommandant: Ja, ich weiß...

Einmal geriet es außer Kontrolle.

Alle waren wir angetrunken.

Fünfundzwanzig unserer Kameraden waren tot, aus dem Hinterhalt des unwegsamen Dschungels mit Handgranaten beworfen.

Manchmal fanden wir nur noch einen Arm oder ein Bein von den zerfetzten Körpern.

Da stießen wir auf dieses Dorf. Kinder rannten auf uns zu, und wir wussten, dass dies meist eine Täuschung war. Hinter ihrem Rücken verbargen sie eine Handgranate.

Wir schossen sie nieder.

Welche Wahl hatten wir?

Dann die Frauen vor ihren Hütten, die alten Männer.

Waren sie harmlos? Auch das wussten wir nicht. Ihre Söhne, ihr Brüder, ihre Enkel kämpften im Dschungel.

Doch oft auch lebten sie versteckt in den Hütten. -

Dann geschah, wofür man uns anklagt.

Das Massaker. Alle schossen wir nieder.

Der Kriegsveteran: Ein „Blutrausch“, heißt es in der Anklage.

Und auch ich nenne es so.

Keiner in diesem Dorf war bewaffnet.

Der Kommandant: Wir wussten es nicht. Wir meinten das Nest des Feindes aufgespürt zu haben. -

Lass uns das Thema wechseln...

In spätestens einer Woche sind wir hier fort.

Dann beginnt ein neues Leben: unser verdienter Ruhestand.

Nach einer Stille

Weißt du noch – unsere Kartenspiele in den Gefechtspausen?

Bevorzugt Pokern.

Manchmal war es ein Heidenspaß.

Für ein Pokerface muss man trainieren.

Man wird nicht geboren damit. Es ist harte Arbeit.
 Wie ein sauberes und präzises Gefecht harte Arbeit
 ist. Es braucht kaltes Blut. Ein Pokerface-Blut.
*Ein junger Mann und eine junge Frau erscheinen von
 rechts. Es sind Elisa und Burghart.*
*Sie haben einen Essenskorb bei sich – das meiste ist
 Obst, das sie auf dem Tisch verteilen.*
 Wir danken.
Er greift sich eine Banane.
 Es wäre schön, wenn ihr beiden uns außerdem etwas
 Gesellschaft leistet.
 Es ist etwas eintönig, so zu zweit.
Er zieht ein Kartenspiel aus seiner Jacke.
 Zum Skat fehlt uns der dritte Mann.
 Jetzt sind wir vier.
 Pokern wäre ein Angebot.
Die Geschwister tauschen Blicke, unentschlossen.
Es gibt zwei weitere Stühle am Tisch.
*Der Kommandant rückt sie beide in Richtung seiner
 Kinder.*
Diese nehmen schließlich gleichfalls am Tisch Platz.
 Wenn ihr nicht wollt –
 mein Kumpel hier ist eine Spaßkanone.
 Sein besonderes Metier: Soldatenwitze.
Zu seiner Tochter Ich weiß, dir liegt diese ganze
 Thema nicht. Soldaten und Krieg...
 Dein Bruder ist anders.
 Er weiß: Man bekommt diese Orden, die ich früher an
 meiner Uniform trug, nicht geschenkt.
 Man muss hart dafür arbeiten.
 Man muss seine Pflicht tun.

Trotzdem: In einem Soldatenleben gibt es auch Witz und Humor.

Er beginnt, seine Banane zu essen.

Der Trottel von der Front. Es kann manchmal auch der Kommandant sein. Der Kommandant als Trottel. Man lacht über ihn, gnadenlos. Wie man vor allem über Weichlinge lacht, über jämmerliche Gestalten, die die Hosen schon voll haben, noch bevor der erste Schuss fällt.

Am jämmerlichsten unter ihnen: die „warmen Brüder“ - die ihr Geschlecht verwechselt haben...

Er beginnt roh zu lachen.

Zum Kriegsveteran Hubert, leg los!

Pack deine Witztüte aus. Du bist ein Naturtalent.

Ein Klopfen. Erst leise, dann lauter werdend.

Eine harte männliche Stimme: Öffnen!

Die Geschwister tauschen Blicke.

Der Bruder geht schließlich zur Tür und öffnet.

Ein bewaffneter Polizist tritt ein.

Der Polizist: Kommandant Henke -?

Sie sind verhaftet!

Der Kommandant: Wie wissen Sie von dieser Datscha?

Er tauscht einen Blick mit seinem Sohn.

Dann mit der Tochter.

Der Sachverhalt ist klar.

Die beiden haben ihn verraten.

Er erhebt sich – mit einem in Wut und Bitternis erstarrtem Gesicht.

Es wird dunkel über der Szene.

6.Szene

Plötzlich setzt Geschützdonner ein.

Man hört das Rasseln von Panzerketten.

Man hört das Geräusch einstürzender Häuser.

Als es wieder dämmrig hell wird, sind der Tisch und alle Stühle bis auf einen und alle Personen der vorangehenden Szene verschwunden.

Ein alter Mann tritt auf, auf einen Stock gestützt.

Es ist der „Diktator“ genannte Mann, der als dritter bei der „Uferwächterin“ erschien.

Hier ist er blind. Der „blinde Diktator“.

Die Geräusche einstürzender Häuser dauern an.

Der blinde Diktator: Glauben Sie mir, meine Generäle.

Wir werden aus diesem dunklen Raum wieder herauskommen.

Er tastet mit dem Stock im Kreis.

Herr General! Herr Feldmarschall! Ich höre Sie atmen
Ich höre Sie flüstern. Weichen Sie mir nicht aus!

Sein Blindenstock schlägt gegen den Stuhl.

Er tastet die Lehne ab, nimmt dann Platz.

Wir werden unsere Aufgabe zu Ende bringen.

So will es die Vorsehung.

So will ich es, der ich von der Vorsehung bestimmt bin, sie auszuführen.

Geschützdonner. Panzerrollen. Gebäude stürzen in sich zusammen.

Er gestikuliert mit dem Blindenstock.

Wir verstärken die Ostflanke, General Wank.

Dort greifen Sie nochmals an!

Greifen Sie an!

Unsere Truppen werden den Feind zermalmen.

Er ballt die Faust.

Und Sie, General Veith, verteidigen die Südflanke!

Keinen Zentimeter Boden werden Sie preisgeben!

Alle Sie anderen: *er zeigt mit dem Blindenstock in eine imaginäre Runde* halten Sie sich bereit für meine

weiteren Anweisungen –

Herr Obersturmbandführer – Herr Flottenkommandeur - Herr Propagandaminister – Herr – Herr —

Er sucht nach den Namen, er kann sie nicht finden.

Oh – mein verdammtes Namengedächtnis.

Heftiges Geräusch nieder brechender Bauten.

Soll alles in Trümmer zerfallen!

Wir bauen es wieder auf.

Wir bauen das Tausendjährige Reich der Zukunft.

Das Geräusch prasselnder Flammen.

Verzweiflungsschreie von Menschen.

Wir werden den neuen Menschen erschaffen.

Den Menschen mit stählernem Blick, mit stählernem Herzen, furchtlos und edel.

Er schlägt sich gegen die Brust.

Er wird groß sein der neue Mensch, ein Gigant.

Furchtlos, edel, mit stählernem Blick.

Laute Verzweiflungsschreie.

Der neue Mensch – er wird sich aus den Trümmern erheben.

Gereinigt vom unwerten Leben.

Das unwerte Leben: Wir haben es zertreten und ausgelöscht.

Er schlägt sich gegen die Brust.

Flammenprasseln. Schreie.

Herr General! Herr Feldmarschall! Ich höre sie flüstern.

Was reden Sie?

Ich dulde kein Flüstern in meiner Nähe.

Ein lautes Einsturzgeräusch, ganz nah.

Häuser fallen in Trümmer.

Meine Strategie – sie folgt meinem Plan.

Alles Alte ist zur Vernichtung verdammt.

Wir erschaffen den neuen Menschen.

Wir bauen das neue unvergängliche Reich.

Menschenschreie. Geschützdonner.

Meine Generäle! Ich dulde kein Flüstern.

Er erhebt sich.

Sie verweigern meine Befehle?

Ich warne Sie!

Befehlsverweigerung bedeutet Hochverrat.

Ich werde Sie liquidieren lassen.

Er tastet mit dem Stock um sich im Kreis.

Weichen Sie mir nicht aus!

Ich bringe Sie vor das Standgericht.

Er findet mit dem Stock nirgends Widerstand.

Ich höre Sie atmen. Ich höre Ihre Schritte.

Er lauscht angespannt nach rechts.

Verräter! elende Verräter!

Er nimmt die „Verfolgung“ auf, schwerfällig, mit humpelnden Schritten, auf seinen Stock gestützt.

Nochmals heftiger Geschützdonner.

Er verschwindet nach rechts.

Alle Geräusche verhallen.

Es bleibt tödliche Stille.

7.Szene

Der „Heimkehrer“ taucht auf, ein Mann in grauer zerlumpter Kleidung.

Der Heimkehrer:

Und als ich über die Brücke kam,
Schutt, nichts als Schutt,
als ich über die tote Brücke kam,
da stand meine Vater und drohte mir,
als wollt er sagen: Das dank ich dir!
Und suchte und suchte, was er nicht fand,
und hob gegen mich die alte Hand,
der ich im Wege stand.

Und als ich über die Straße kam,
Schutt, nichts als Schutt,
als ich über die tote Straße kam,
da stand meine Mutter und sah mich an
und sah mich aus den Trümmern an
und huschte und wischte hin und her,
als wenn`s in der alten Stuben wär,
und weinte sehr.

Und als ich über den Torweg kam,
Schutt, nichts als Schutt,
und als ich über den toten Torweg kam,
da stand mein Bruder und lachte mich aus
und war von den Flammen ganz klein und kraus
und sang von unserer Kindheit ein Lied,
von der Zeiten Glück und Unterschied
ein trauriges Lied.

Und als ich über den Garten kam,
Schutt, nichts als Schutt,
und als ich über den toten Garten kam,
da standen meine Schwestern drei
und fragten, ob ich es wirklich sei
oder nur die Vergangenheit
und trugen alle ein schwarzes Kleid,
elend und müde von Traurigkeit.

Und als ich über den Schulhof kam,
Schutt, nichts als Schutt,
und als ich über den toten Schulhof kam,
da stand mein alter Lehrer so grau
und wusste das Gute und Böse genau
und wies mit dem Finger nach hier und dort
in der Menschheit Irrsinn und Brand und Mord
und fand kein Wort.

Und als ich über den Kirchplatz kam,
Schutt, nichts als Schutt,
und als ich über den toten Kirchplatz kam,
da stand am zerschmetterten Türme gebückt
meine Liebste und hatte ein Kränzlein gepflückt
aus verkohltem Gebälk und zerborstenem Stein
und lächelte selig und lud mich ein,
ihr Bräutigam zu sein.

Und als ich über das Ufer kam,
Schutt, nichts als Schutt,
und als ich über das tote Ufer kam,
da sah ich mich selber am Wasser stehn

und sah mich selber von dannen gehen,
 so leicht, so frei, so ohne Beschwer
 und glaubte es nicht und lief hinterher,
 als ob es im Träume wär.

Und als ich über die Ferne kam.
 Schutt, nichts als Schutt,
 und als ich über die tote Ferne kam,
 da sah ich die tote Stadt von fern
 und sah sie aufleuchten wie einen Stern
 und sah ihre Not und Trübsal vergehn
 und sah die Erschlagene auferstehn,
 schöner als je gesehn.

Welchen Ruhm und Preis
 forderst du, unerforschliches Walten?
 Wie weit
 sind wir gekommen,
 was hast du von uns genommen?
 Ungeheuerlichkeit!
 Bist du noch das ewige Licht?
 So mach uns wieder jung!
 Oh schmales, grünes Reis,
 das unsere Hände halten,
 welke nicht,
 Hoffnung!
 (Es handelt sich um ein Gedicht von Hans Leip)

*Der Heimkehrer verschwindet.
 Dunkelheit.*

8.Szene

*Orgelspiel – erst sanft, dann dröhnend und laut.
Mit mehr und mehr auch dissonanten Akkorden.
Die „Bühne auf der Bühne“ hat sich wieder verwandelt: Ein Gitter im Hintergrund deutet eine Gefängniszelle an.*

Auf drei Pritschen liegen und kauern vier Gefangene in Häftlingskleidung.

Die beiden schon bekannten Geschwister erscheinen wieder:

Elisa und Burghart.

Sie werden sogleich den einleitenden Text sprechen. Dieser Text wird weiterhin begleitet vom Spiel eines Keyboards, das den Klang einer Orgel imitiert. Es spielt nun leise im Hintergrund, immer wieder auch Dissonanzen-reich.

Elisa und Burghart: *gemeinsam „Das Spiel vom dunklen Bruder Henker.“*

Burghart: *Vom Henker, der sein Spiel verlor.*

Elisa: *Vom Henker, der verbrannt war im Gesang.*

Burghart: *Der Ort: Ein finsterer Gefängnistrakt.*

Elisa: *Ein Ort im Nirgendwo. Und doch in einer fest bestimmten Zeit.*

Burghart: *Und doch an einem fest bestimmten Ort. In einer Zeit, die jede Zeit sein kann.*

Elisa: *Das Dunkel jeder Zeit, das sich in tausend Dunkelheiten wiederholt.*

Burghart: *Und doch vom Licht besiegt sein kann. Wie hier – an diesem Ort. In dieser Zeit.*

Elisa: Die Zeit, den Ort: Man wird sie an den Namen schnell erkennen.

Man hört Gewehrsalven; militärische Kommandos, wieder Gewehrsalven.

Die Bühne bleibt im Halbdämmer.

Burghart: Blanke Gewalt in Uniformen, wandernd von Haus zu Haus.

Ein Fest der Henker, der gekauften Richter und Despoten.

Elisa: Nackte Gewalt und nacktes Grauen.

Ihr Schritt macht nirgends halt. Die Straßen sind gefüllt mit Schreien, lauten, schrecklichen – und leisen, am schrecklichsten die leisen, kaum noch hörbar, die im kalten Griff der Furcht verstummen.

Burghart: Angstschweiß. Ein schwarzer Albtraum wandert durch die Straßen, Tag und Nacht. Bricht Türen und bricht Mauern ein, als wären sie nur Glas.

Elisa: Nicht so die Kerker. Die stehn fest, wie Burgen oder Gott gebaute Kathedralen.

Kein Entkommen.

Schreie. Kommandos. Wieder Gewehrsalven.

Zwei Gefängniswärter kommen an das Gitter, in militärischen Uniformen.

1.Gefängniswärter: *man hört das harte Geräusch beim Aufschließen einer eisernen Tür, der Mann hat eine Namensliste bei sich. Sieht sich suchend um.*

Walukow? – Stronkowitsch?

1.Gefangener: *schreiend* Mich nicht! mich nicht!

Ich habe neun aus dem Verschwörerkreis verraten.

Ich bin freigekauft.

So hatte man es mir versprochen.

Den Gefängniswärter berührt es nicht.

Er hakt auf seiner Liste den Namen ab.

Mit dem 2. Gefängniswärter zusammen bindet er den Gefangenen von der Pritsche los, dessen Hände aber bleiben gefesselt.

Während dieser Aktion schiebt der zweite der Gefangenen dem dritten Gefangenen eine Decke zu.

Auch der zweite Gefangene wird losgebunden.

Beide werden abgeführt und verschwinden mit den Gefängniswärtern nach links.

Der dritte Gefangene, sein Name ist Fidor, macht in der ausgerollten Decke zwei Werkzeuge ausfindig: ein großes Messer und eine Kneifzange.

Burghart: Ein finsterner Gefängnistrakt des Todes.

Ein Haus aus tausend Särgen aufgebaut.

In jeder Stunde kommen neue Menschen an.

Unzählbar. Männer, Frauen. Ihre Namen sind mit Nummern ausgetauscht.

Elisa: Und Nacht für Nacht speit der Gefängnishof sein Blut aus – Ströme von Blut, schwarz schäumend vom ver-röchelnden gemeinen Tod, von Wut und Ohnmacht, vom kalten Schweiß des letzten Atemzugs.

Wieder Militärkommandos. Wieder Gewehrsalven.

Burghart: Vertane lächerliche Heldengesten gegen blanken Stahl.

Bellende Schüsse jede Nacht. Gefräßig, unersättlich stürzt das Rudel mit den Todeskrallen ein. Zerfetzt das Fleisch, die Knochen. Männer so wie Frauen.

Wieder Schreie. Schüsse.

Elisa: Die Schüsse bellen – nur ein Uhrwerk noch. Tickend im schwarzen Takt und Mahlstrom einer schwarzen Zeit. Im Mahlstrom einer falschen und verirrtten Welt. Orgeltöne, in langen schmerzhaften Dissonanzen.

Vom links tritt auf: Der Chef der Geheimpolizei – Trentenkov, in einer reich mit Orden bestückten Uniform. Ein Mann mit den Gesten eines Macht- und Gewaltmenschen.

An seiner Seite sieht man wieder den 1. Gefängniswärter.

Der dritte Gefangene, er heißt Fidor, kauert inzwischen, die Decke über seinen Händen, auf seiner Pritsche.

Trentenkov: Ich suche Baroff.

Die Identität ist schnell festgestellt.

Auch Baroff richtet sich ein Stück in die Höhe.

Trentenkov lässt sich auf der dritten nun frei gewordenen Pritsche nieder.

Er sitzt Baroff damit genau gegenüber.

Er macht ein Zeichen zum 1. Gefängniswärter zu verschwinden. – Dieser ab nach links.

Ich bin es, den du „Monster“ nennst in deinen Schriften – Trentenkov.

Morgen wirst du hängen.

Ein langsamer, ein ungeliebter Tod.

Es zeichnet dich doch aus: Wir entledigen uns deiner nicht wie jener vielen andern Namenlosen.

Er zieht eine Pfeife hervor.

Was uns verbindet, dich und mich: Wir haben uns von jeder Vormundschaft der Kirchen losgesagt.

Alles doch nichts als alter Märchenglaube.

Er beginnt zu rauchen.

Was uns doch trennt: der Glaube an den Menschen. Ich glaube nicht.

Du schreibst in deinen Büchern: Alle Macht, so wie sie ausgeht von den Herrschenden, ist widerrechtliche Gewalt und sie verformt die Menschen; verformt sie zu den Marionetten, die sie dabei werden.

Der Mensch, wenn er sich frei macht von den eingebrannten Fesseln, braucht keine Obrigkeit – nur diese, die er selbst ist.

Der Staat, so wie er herrscht, und seine staatlichen Institutionen – sie hätten nur die eine Pflicht: dass sie sich überflüssig machen, Schritt für Schritt.

Er raucht.

Der Mensch, wenn er sich selber findet, wenn er frei wird – ist gut. So schreibst du.

Der Mensch muss an die Stelle Gottes treten, und sein Glaube, sein einziger, muss dieser an sich selbst sein.

Ich glaube nicht.

Ich glaube nicht, weil ich mich nicht betrügen kann mit einem neuen Kinderglauben.

Ich glaube nicht – weil ich den Menschen kenne, wie er tief im Kern ist.

Ich glaube nicht - weil ich mich selber kenne.

Ich habe Menschen dort gesehen, wo sie am echten und wahrsten sind: im Folterkeller.

Gefolterte und Folterer.

Die Kreatur, die schreit, wenn ihr nichts bleibt als nackter auswegloser Schmerz.

Die Kreatur, die quält – mit kalter Lust und mit Vernichtungswille.

Die Kreatur, die ihre Krallen wetzt, um dem, der wehrlos ist und ausgeliefert, die Därme auszureißen.

Macht gegen Ohnmacht.

Kalter Triumph – verächtlich steigt er auf aus jenem tiefen Kern der Seele, den du „göttlich“ nennst. Tief aus dem Rachen dieser Seele bleckt dich ein Untier an.

Ein Monster.

Mit einem solchen Wort, so glaubst du, bin ich zu beleidigen?

Es gibt die schwachen Monster, die sich unterwerfen. Die zu Opfern werden.

Es gibt die starken.

Das „Göttliche“, der tiefe Kern: ein Loch von schwarzer Angst, von Gier, Gewalt.

Verlässlich immerhin: Beuteverhalten, Jagdtrieb, Überlebenskampf – uns eingestanzte von der Natur in Jahrmlionen.

Was sagt das Monster in dir selbst? – Hör, wie es eben schreit in Wut, in Hass, in Ohnmacht!

Er raucht seine Pfeife.

Das „Göttliche“ ... Ich suchte es noch eine Zeit, auch ohne Popen, ohne Kirche.

Als ich der Herr der Folterkeller war, sprach ich mit „Gott“. Ich schrie ihn leise an: Schick deinen Blitz, wenn meine Hände Frevel tun! Lass sie in deinem Blitz verbrennen!

Kein Blitz. Er schwieg. Ich spottete, ich höhnte:

Schick deinen Blitz! Mein Schreien blieb so ungehört wie jene tausend Schreie der Gefolterten, der wie gemeines Vieh Verendenden. Kein Blitz. Der Mensch ist frei – ist frei, sich den Altar in einem Schlachthof einzurichten. Ein Kreuz zu stellen an ein Folterbett von Blut. Den Schrecken jeden Namens, jeden schwarzen Sud zu heiligen.

Aus dem Hintergrund wird ein leises Singen vernehmbar – nur summend, ein Chor.

Ich kenne Gott und nenne seinen Namen: Macht und Gewalt. Die Macht mit dem Gesicht der Schläue – und mit dem andern der Gewalt.

Wie du es selber sagst: kein Gott – es gibt allein den Menschen, der sich an seinen Platz stellt. Der sich selbst erwählt zum Mächtigen.

Wer singt dort?

Die summenden Stimmen werden lauter, sie scheinen näher zu kommen.

Die Gefangenen singen?

Belustigend: Sie warten auf den Tod und singen.

Sollen sie singen. Morgen sind sie stumm.

Fidor: *springt plötzlich von der Pritsche auf; er hat sich mit den Werkzeugen von seinen Fesseln losgemacht. Er springt auf Trentenkow zu – mit gezücktem Messer.*

Keine Bewegung!

Ein Schrei zu deinen Wachen – und dies Messer steckt in deiner Brust!

Umgewendet! zur Zellenwand!

Trentenkow: *mit versteinertem Gesicht, ist genötigt, aufzustehen und sich umzudrehen.*

Fidor: *Es entlädt sich in ihm eine innere Explosion; er wirft Trentenkow die Kette über, die ihn selbst an die Pritsche gebunden hatte, verknotet ihm damit auf dem Rücken die Hände.*

Dann dreht er ihn mit dem Gesicht wieder nach vorn. Er streckt sein Messer aus.

Jetzt schrei! Was du auch tust – du wirst die Zelle lebend nicht verlassen.

Er beginnt, ihm Orden für Orden von der Uniformjacke zu scheiden.

Nackt wirst du stehen – ohne deine Orden.

Die Wangen ritze ich dir auf.

Er ritzt mit dem Messer beide Wangen. Aus der einen tritt Blut.

Die Namen der Gefolterten ritz ich hinein. Auf deine Stirn. Auf deinen Rücken. Deine ganze graue Schweinhaut. Tausend Namen.

Wie schön du zitterst, graues armes Schwein!

Zuerst den Vater habt ihr fortgeschleppt. Dann meine Mutter. Meine beiden Brüder. Meine Schwester. Meine Braut.

Er spuckt ihm ins Gesicht.

Die schwarze Pest auf diesem traurigen Planeten – sie hat einen Namen.

Er legt die freien Enden der Kette um Trentenkows Hals und beginnt ihn zu würgen.

Besudelt habt ihr diese Erde, sie ist krank von euerm kranken Atem. Vergiftet sind die Flüsse, sind die Seen, in die ein Finger eurer Hand getaucht ist. Vergiftet sind die Berge von den Sohlen eurer blutgetränkten Stiefel.

Er zieht wieder sein Messer.

Ich bin erst am Anfang. Zehe für Zehe schneide ich dir ab. Finger für Finger. Dann dein Geschlecht. Du wirst an keiner Frau dich mehr versündigen.

Schreien sollst du – wie ein Schwein!

Er rammt ihm das Messer in den rechten Fuß.

Trentenkow schreit unter Schmerzen auf.

Baroff: *mischt sich ein Fidor – dies nicht!*

Du machst dich selbst zur Bestie - und du siehst es nicht.

Fidor: Ja – eine Bestie bin ich.

Die Bestie blickt die Bestie an.

Stark jetzt die eine – schwach die andere...

Er schneidet Trentenkow mit dem Messer die Uniform und das Hemd auf.

Baroff: Das ist die Macht der Bestie, dass sie tausendköpfig neue Bestien erschafft.

Fidor: *rammt sein Messer in den linken Fuß von Trentenkow. Der schreit heftig auf. Er taumelt.*

Er stürzt auf die Pritsche zurück. Kippt darauf nach hinten über.

Gefällt - der morsche Baum, der Fäulnis-krank, Fäulnis-Stinkende.

Er hebt wieder sein Messer, zielt damit auf Trentenkows Herz.

Nein – ein solcher Tod – so leicht – den schenke ich dir nicht...

Das Singen, das währenddessen nur noch aus einem fernen Hintergrund zu hören war, tritt wieder klar vernehmbar hervor.

Baroff: Fidor – du hörst das Singen?

Fidor: *kniet jetzt auf Trentenkows Brust.*

Öffne die Augen!

Ich will die Furcht in deinen Blicken sehen.

Das Singen, das wortlose Summen, wird immer mächtiger.

Sechs Gestalten erscheinen aus dem Hintergrund.

Ihre graue Häftlingskleidung zeigt Blutspuren. Es sind die Hingerichteten, die Erschossenen.

Alle tragen sie einen Becher in der Hand. Die Becher sind transparent und leuchten von Innen,

Baroff: Fidor – ich spüre: Jemand kommt zu uns. In diese Zelle.

Wer ist es, der dort singt?

Die sechs Gestalten kommen näher.

Sie sagen mir: dass sie die Toten sind – wie wir sie nennen. Sie kommen und sie singen...

Der Gesang schwillt an – momentweise ist es wie ein mächtiger Chor.

Sie singen – tausende.

Die Toten singen...

Nein: Sie sagen, dass sie die Befreiten sind.

Die sechs Gestalten treten mit ihren leuchtenden Bechern ganz in die Zelle ein.

Baroff lauscht. Seine Gesten und Blicke zeigen, dass er niemanden sieht. Er lauscht nach Innen.

Der Schmerz, den sie gesammelt haben in den Bechern – es sind die geweinten Tränen ihrer Ohnmacht und Verzweiflung -

die doch verflogen und vergangen ist. Jetzt sind sie frei.

Wenn er sich löst – der Schmerz und sich verwandelt - dann glüht er, wie jetzt diese Becher glühen.

In die Zelle fällt ein Strahl gleißenden Lichts.

Es ist ein Brand, der alles aufzehrt – was verdunkelt war vom kranken Sud;
von kalter tödlicher Gewalt.

Die „Toten“ haben einen Halbkreis um Trentenkow gebildet und gießen ihre Becher über ihm aus.

Machtvolles Singen – das nicht nur von den sechs Toten kommt, das immer zugleich wie aus den Kehlen tausend anderer aus dem Hintergrund tönt.

Baroff merkt, dass er die Ketten, die um seiner Hände liegen, mühelos abstreifen kann.

Er steht jetzt vor Trentenkow, der weiter hinter der Pritsche liegt, beugt sich über ihn.

Sieh, Fidor, was geschieht -:

Der Kopf verfärbt sich. Schwarz. Er ist verkohlt. Verkohlt der Hals. Die Brust. Die Hände.

Trentenkow – er ist tot.

Er stößt mit dem Fuß gegen den verbrannten Körper.

Die Bestie, das Monster – ohne Leben.

Das Licht in der Zelle wird wieder schwächer.

Doch der Gesang dauert an.

Komm, lass uns gehen!

Die Toten schützen uns.

Solang sie singen, sind wir sicher und in ihrem Schutz.

Steh auf! Wir fliehen.

Er fasst Fidor, der noch immer ungläubig auf den Leichnam starrt, am Arm und will ihn mit sich ziehen.

Fidor: *Nein, warte!*

Er hat einen anderen Gedanken, er kehrt noch einmal um.

Er kniet nochmals bei Trentenkow nieder und bemächtigt sich der Uniformjacke, die dieser trägt.

Das Singen wird immer leiser.

Vom Keyboard kommen wieder Töne einer Orgel – klagend, doch nicht mehr in schmerzhaften Dissonanzen. Allmählich wachsende Dunkelheit.

Burghart: So geschah es: An allen Wachen kamen sie vorbei in dieser Nacht, wie ungesehen, keiner hielt sie auf...

Elisa: Geheimnisvoll entkamen die zwei Männer in der Nacht den Kerkern und den Folterkellern.
Und konnten ungehindert auch die Grenze überqueren in ein anderes freies Land.

Burghart: Jeden hatte man ermordet, der ihnen nah war: Freunde und Familie – alle ausgelöscht.

Elisa: Fidor, der Kämpfer, kehrte unter neuem Namen als feindlicher Agent zurück. Er blieb voll Hass. Sein Ziel war, das Regime mit anderen zu untergraben und zu Fall zu bringen. Was misslang.
Nach Jahren doch brach es von selbst in sich zusammen.

Burghart: Baroff, der Philosoph und Autor, schrieb weiter Bücher. Er ließ den Hass in sich verbrennen.

Elisa: Er schrieb:
Er hatte nur die eine Wahl: im Hass sich zu zerstören – oder täglich Liebe in sein Leben einzulassen.
Er entschied sich für das Lieben.

Burghart: Damit endet die Geschichte – wie sie uns vor Jahren überliefert wurde.

Elisa: Und eine andere wird folgen – unsere.
Dafür sind wir gekommen.

Burghart: Viel Gutes wollten wir auf dieser Erde hinterlassen – meine Schwester wie auch ich.
Ob es gelang?

Er steht mit gesenktem Kopf – er will die Antwort in diesem Moment noch nicht hinzufügen.

Völlige Dunkelheit über der Bühne.

Fünfter Teil

1.Szene

Die Stimme: *wieder im noch dunklen Raum*

Brücke werden –
 in gläserner Einsamkeit.
 Im tiefen All-Ein-Sein.
 Funkelnd im Strahlenspiel
 junger und alter Sterne.
 In ihren klingenden Mustern des Lichts,
 fern – und jenseits jeder Entfernung.

Brücke sein.
 Mächtige Schritte, spüre ich,
 gehen über mich hin.
 Sie breiten ein Schwingen aus,
 weit um mich aus.
 Bin ich es? Ich klinge.
 Und alles was ich vollbringe,
 ist doch nur dass ich ruhe –
 Stein neben Stein, den ich trage;
 Stein neben Stein, der mich trägt.

Ich bin nur Stein in der Brücke.
 Von der Tiefe zur Höhe
 und wieder zur Tiefe ist sie gespannt.
 Eingebettet darin: Ich selbst.
 Und eines
 mit ihrem Schwingen und Singen.

Doch wer von allen getragen ist,
trägt alle.

Wieder Licht auf der rechten Seite.

Friedbert im Gespräch mit seinem Bruder.

Friedbert: Dies war deine Sprache als junger Mann –
ganz ohne Bitternis, ganz ohne jeden Ton der
Klage oder Trauer.

Und so in Gleichmut und Gelassenheit, immer
den kleinen und den großen Wundern auf der
Spur, hätte ich gleichfalls sprechen wollen.

Es gelang mir nicht.

Nicht über die Jahrzehnte.

Zu viele Furchen ritzte mir das Leben ein.

Zu viele Berge immer neuer Schmerzen
schleppte ich auf meinem Rücken.

Und nun: Ich spüre meinen alt gewordenen Leib
nur noch wie eine Last, so wie ein abgetragenes
Kleid, das ich mit einem neuen tauschen
möchte.

Verstehst du meine Wunsch, den Weg, den wir
doch alle gehen müssen an ein unbekanntes
Ende, zu beschleunigen? – Drei Wochen habe
ich nun jede Nahrung, so sehr sie mir im Leben
oft auch lieb war und mich bei Kräften hielt, ver-
weigert. Das Ende ist so nah, dass ich es spüren
und berühren kann. Und es löst Klänge eines
stillen Jubels in mir aus. Ich bin bereit.

Die tiefe Sehnsucht, etwas Zauber in die Welt zu
tragen, ein kleines Leuchten eigener Schönheit
– ob sie sich erfüllt hat?

Die andere Sehnsucht, die sich nicht erfüllte,
lasse ich in Frieden ruhen.

Ich habe dich bekannt gemacht mit einer kleinen
Anzahl der Gestalten, die in meinem Kopf und
auf der Bühne meines Herzen wie von selbst zu
sprechen begannen und zu leben. In immer
neuem Anlauf, manchmal glücklich manchmal
auch vergeblich, baute ich die Wohnungen, die
Schauspiel heißen, um sie auf. Ich habe mir für
manche größere Anteilnahme eines Bühnenpub-
likums ersehnt. Dies hat sich nicht erfüllt.

Es ist diese Sehnsucht, von der ich Abschied
nehme – indem ich dieses letzte Schauspiel mit
dir teile.

Es ist noch nicht beendet.

Ich kündigte es an: Zwei junge Menschen woll-
ten darin sprechen und von ihrem Lebensweg er-
zählen – der einen Anfang nahm, der glücklich
schien, so sehr er fordernd war und häufig mü-
hevoll.

Zehn Jahre voller Mühen wie zugleich Erfül-
lung.

Und dann ein Absturz, unerwartet, gnadenlos
und tödlich.

Ich weiß es:

Erneut trübt eine Dunkelheit den endlich einmal
helleren Klang der Freude ein, den ich dir hätte
schenken wollen – nach all den Tunneln immer
neuer Finsternis und Schrecken.

Und wieder ist es doch die Wahrheit, die raue
Wirklichkeit der Erde, die anklopft und mich
mahnt.

Wenn es zu viel an Finsternis gewesen ist – verzeih mir, Bruder.

In allen Dunkelheiten, die ich selbst von Furcht befallen oft durchirrte, suchte ich doch immer auch das Helle.

Was ich begreifen musste: dass sein Glanz sich wundersam erhöhen kann, wenn es sich neu erhebt aus dem geballten Dunkel – und der Kontrast macht, dass es eine Schönheit zeigt, die einen neuen unbekannten Zauber hat.

Und diesen stillen Zauber suchte ich – und nicht die Dunkelheit.

Den ungetrübten Zauber deiner Verse konnten meine Dramen nicht erreichen.

Und doch: die hellen Klänge gibt es auch.

Ein Stück, an dem mein Herz hängt – unverändert seit der damals raschen Niederschrift, richtet sich immer neu nach dieser einen Frage aus.

Der Frage: Was ist das Glück?

Was ist ein Glück von Dauer?

Vier Zeugen habe ich zuletzt gesammelt, dass es ein Glück von dauerhaftem Glanz gibt – trotz aller Mühen, die sich in den Alltag schleichen.

Hör sie dir an – die Zeugen, die ich meine.

Es sind:

Ein Orgelspieler und ein Gärtner.

Ein Astronom und ein Figurenschnitzer.

Gib ihnen eine Chance, dich von ihrem Glück zu überzeugen.

Zuerst den Orgelspieler und den Gärtner.

2. Szene

Wieder setzt Orgelspiel ein – wieder gewaltig, doch zugleich gelöst und befreit.

Ein Mann tritt auf, eine Partitur in der Hand, in der er blättert. Es ist der Orgelspieler.

Es folgt ihm, fröhlich lächelnd, ein Mann in Gärtnerkleidung, eine Heckenschere in der Hand.

Beide bleiben im Abstand einiger Meter voneinander stehen.

Orgelspieler:

Im Anfang war das Wort.

So steht es in dem vielgenannten Buch.

Ich aber sage: Im Anfang war der Ton, der Klang, im Anfang war Musik.

Unverändert singt und braust die Orgel.

Das Wort des Urbeginns mag groß und rein gewesen sein. Und war es groß und rein, so war es doch Musik.

Allen haben ihre Krüge abgestellt und lauschen den Worten des Organisten.

Im Wort kann Klang und Sinn sich teilen und zuletzt entzweien. Musik ist immer wahr. In ihr sind Form und Inhalt immer eins.

Musik – sie kann nicht lügen.

In ihren Harmonien liegt verborgen die geheime Architektur des ganzen Universums.

Gott hat die Dissonanz erschaffen. Das Ohr – es spürt den kleinen Schmerz – und geht hindurch und öffnet sich erfrischt der neuen Harmonie. Die Dissonanz: Gott hat sie nur erschaffen, dass der Musiker

sie auflöst in die nächste Harmonie, die ihn nun doppelt klar beglückt. Doch diese Musiker – das sind wir alle. Und wir spüren, dass auch jeder Schmerz der Krankheit nur erschaffen wurde, dass der Leidende sie auflöst und verwandelt in die neue Harmonie.

Das Wort – es kann verschleiern, es kann mit Wohl-laut täuschen und den Sinn entstellen.

Nicht die Musik.

Durchströmen mich die mächtigen Akkorde meiner Orgel, vergesse ich im Spielen oft, dass meine Finger sie erschaffen. Und tun sie es? Ich werde Instrument, wie es die Orgel ist. Es singt und klingt – darf ich in solchen Worten sprechen? - in mir der Ur-Ton jener Schöpfungstage, als Gott die Welt aus sich gebär. Nie kann die Seele diesem Singen, diesem Ursprung näher sein.

Wenn Gott mir einen schönen Tod gibt, wird er mich an meiner Orgel spielend sterben lassen.

Das Spiel der Orgel verstummt.

Während der Gärtner spricht, setzt ein helles Vogel-gezwitscher ein.

Der Gärtner: Die Menschen kommen gern in meinen Garten.

Manche sagen über mich: Er malt mit Blumen. Oder andere meinen, dass ich wie ein Architekt mit Bäumen und mit Hecken Schlösser und verwunschene Labyrinth baue.

So ist es nicht. Der Garten malt sich selbst. Wie mühsam ist es, einen Baum zu malen, eine Rose, eine Orchidee – wenn sie dem Original nur ähnlich werden soll.

Jedes Mal neu erstaunt mich dieses Wunder: Ich lege einen Samen in die Erde und es schlägt Wurzeln,

sprießt und sprosst. Die Luft, das Licht: geschenkt von Gott. Geschenkt von Gott: der Wind, der Regen. Gewiss, an manchen Tagen weht es rau. Dann sind die Finger klamm und unter Schnaufen grabe ich die Beete um. Und immer weiß ich doch: Ich werde reich belohnt.

Nichts muss ich hinzutun – nichts an Duft und Farben, alles wächst so mühelos allein hinauf ins Licht. Gewiss, gewiss, ich mische auch und kreuze eine Blume mit der Nachbarblume. Und im Konzert der tausend Düfte gibt es einen neuen Duft, im Farbenmeer der Blüten eine Farbnuance mehr. Und ist es gut gelungen, dann geschieht ein Freudensprung in meinem Herzen.

Und eigentlich geschieht es doch mit jeder Blume, die ich sprießen sehe. Es sind meine Kinder. Jede hat einen zweiten Namen, einen geheimen, den ich nur flüstere und den sie hört und weiß, dass einzig sie gemeint ist, wo ich ihn auch spreche.

Gewiss, gewiss, ich jäte Unkraut. Und ich vertreibe Ungeziefer. Es ist mein Handwerk. Doch wenn es getan ist, dann werde ich zum Schmetterling. Man sieht es mir nicht an: dass ich mit meinem breiten Kreuz von Blütenblatt zu Blüte treiben kann. So aber ist es. Und nun mein zweites Glück: mein Bienenstock. Soll ich von meinen Bienen sprechen? Nein, kommt mit mir, kommt einfach mit! Die Bienen sprechen selbst. Nur wenn man stört, statt zuzuhören, stechen sie. Nur dann.

Die beiden entfernen sich wieder nach rechts.

Friedbert: Das waren sie – die beiden, die ich angekündigt habe.

Willst du auch die zwei anderen hören?

Von links treten auf: der Astronom und der Figurenschnitzer.

Der Astronom mit einem Fernrohr in der Hand.

Der andere mit einer geschnitzten Holzfigur.

Der Astronom: *immer wieder das Fernrohr vor sein Auge bewegend* Das Wunder ist -: Blick ich durch dieses Okular – dann schwebe ich im All.

Wieder im Hintergrund leiser Chorgesang.

Kein Auge eines Menschen, selbst das Auge eines Adlers nicht, könnte in solche Höhe dringen. Und sag ich Höhe, könnte ich auch Tiefe sagen. Was in den Sommernächten Tiefe ist, das wird im Winter Höhe – und umgekehrt. Es gibt nur einen Haltepunkt: die Sterne selbst – und einen Zustand nur: ein flügelloses Schweben.

Der Chor klingt mächtiger auf.

Mein Auftrag ist, die Sterne einer Sommerzeit zu zählen; dann alle Sterne einer Winterzeit. Und jeder Stern wird mit den Jahren mir vertraut, so wie ein alter Freund, den ich mit Namen grüße, wenn ich ihn erneut erblicke.

Tagsüber werke ich an meinem Okular und es wird schärfer, immer klarer noch. Und suche ich dann wieder, muss ich das Zählen neu beginnen, es sind viele Tausend mehr geworden.

Ich ahne: Könnte ich es weiter schärfen über viele Jahre, immer neue Sterne würde ich erblicken. Es endet nie. Wo könnte auch ein solches Ende sein? Was

käme nach dem Ende, wenn es dieses Ende gäbe?
Nur Sterne, immer neue Sterne – in die Unendlichkeit hinein.

Als Kind hätt ich geglaubt, ich müsste über Wolken, über Sternen jenen Thron entdecken, auf dem Gott die Welt regiert, umschwebt von seinen Engeln, die ihm Ruhm und Ehre singen... Der Traum ist längst verblasst. Ich suche keinen Gott – nicht jenen Gott auf einem Richterstuhl.

Doch schaue ich durch dieses Okular, dann bin ich sicher, dass sich meinen Blicken Seine Werkstatt auftut – riesenhaft und funkelnd. Brennende Sterneninseln setzt Er in den Raum, kleine und große, wie die Juwelen einer Krone. Und jene Sterne, die mir klein und blass erscheinen, sind zumeist nur fern - und sind um vieles riesenhafter als der Stern, der unsere Sonne ist.

Ihr fragt mich, ob ich glücklich bin bei diesem Dienst?
Ja, glücklich, überglücklich.

Die Welt, die Erde ist hier fern und klein.

Es ist mein Gottesdienst, so nächtlich in das All zu schauen.

Nichts anderes würde ich mir suchen.

Der Figurenschnitzer:

In der Hand hält er eine kleine Marienstatue – mit fein geformtem Gesicht und einem lieblichen Lächeln.

Sie wird sehr bald in einer nahen Kirche stehen. In einer kleinen Krypta.

Er selbst unterzieht die Figur noch einmal einer genauen Betrachtung.

Der Faltenwurf des Mantels braucht noch einen kleinen Schliff. Man übersieht es leicht – was kann so wichtig sein an einem Faltenwurf? Doch auch das ungeschulte Auge spürt es: Der Schwung des Mantels ist nicht makellos, die Energie, die die Gestalt umströmt, hat einen Knick – vielleicht nur einen kleinen Stau, aber auch dieser stört und trübt das Bild, das wie ein Wunder jeden Blick verzaubern soll.

Ich danke, dass ihr klopftet.

Andere treten ungebeten einfach ein, dann hören sie mich sprechen. Und dieses Sprechen lässt sie denken, dieser Mann ist wirr.

Ich aber spreche mit den Statuen, die ich schnitze.

Sie sagen mir, ob ich das Rund der Schulter leicht nach innen biegen soll – dann ist es Demut. Biege ich es nach außen, ist es Stolz – ein Stolz doch, der nicht Hochmut werden darf. Mit wenigen Millimetern kann es kippen. Der erste Judas, den ich schnitzte, wollte dieses harte Schulterrund des Hochmuts. Ich musste es so akzeptieren. Doch jener andere, jener gute Stolz ist schön – er zeigt den Menschen stark und selbstbewusst.

Und geht dies Schulterrund zu sehr nach innen, so ist es nicht mehr Demut, es wird Unterwürfigkeit. So schnitzte ich die erste Maria Magdalena. Sie aber korrigierte mich. Beim zweiten Mal erhielt sie jenes feine Demutsrund, mit dem sie zeigt, sie beugt sich Gottes Willen. Und ist doch eine große klare Seele. Wäre sie es nicht, hätte sie dann den Platz einnehmen können an der Seite Jesu, den ihr dieser zusprach? Nein, er sah nicht die Sünderin, er sah die große klare Seele.

Man fragt mich: Seid Ihr glücklich und eins mir Euch und Eurem Leben?

Ich sage: über alle Maßen glücklich.

Ich habe mir die Frage nie gestellt.

Ich tue meine Arbeit wie mein Vater seine tat als Steinmetz. Der Stein war mir zu grob, zu hart. Er kann nicht wie das Holz verzaubernd hell und warm von innen lächeln.

Freilich: Es ist nicht beständig wie der Stein.

Würmer fressen sich ihre Straßen durch das Holz. Und brennt die Kirche nieder, die es beherbergt hat, dann bleibt nichts mehr als eine kleine Handvoll Asche.

Alles ist vergänglich. Schließlich auch der Stein.

Kein Werk besteht für alle Ewigkeit. Der Künstler weiß es und er trauert nicht.

Er fragt, was ewig ist. Was ist das Ewige? Es sind die Hunderte, die Tausende, die dieses Kunstwerk sahen und weiter als ein Lächeln in sich tragen.

Es ist was bleibt. So sicher wie doch jede Seele bleibt und nie vergehen kann.

Friedbert: Das waren sie – die vier.

Haben sie dich doch etwas überzeugen können?

Dann sei ein letztes Mal geduldig.

Die zwei Geschwister wollen endlich sprechen.

Ich höre, wie sie näher kommen, selbst schon in leichter Ungeduld.

3. Szene

*Zunächst wieder Dunkel – das sich langsam aufhellt.
Man sieht Elisa und Burghart auf dem Boden kauern,
die Arme um ihre Knie gelegt, auf die sich auf Kopf
gesenkt hat.*

*Wieder gibt es ein Gefängnisgitter, genau in ihrem
Rücken.*

*Man hört einen Schlüssel sich in einem Schloss drehen,
wieder mit einem harten Geräusch.*

Ein Uniformierter erscheint.

Der Uniformierte: *macht eine Ankündigung Ihr Anwalt.*

Der Anwalt folgt.

Er nimmt auf einem nah an der Seite stehenden Hocker Platz.

Der Uniformierte verschwindet.

Der Anwalt: *aus einer schwarzen Tasche eine Aktenmappe
ziehend Sie machen es mir schwer, Sie zu verteidigen.*

*Ein bisschen mehr Geschick im Lügen und Bestreiten
wäre gut gewesen.*

Sie sind, das habe ich begriffen, Idealisten.

Idealisten tun sich schwer mit Lügen.

*Die Beweislast gegen Sie, gewiss, so musste ich zuletzt
erkennen, ist erdrückend.*

*Doch schon genug erdrückend, um ein Todesurteil
gegen Sie auszusprechen?*

Hinrichtungen in diesem Staat sind keine Seltenheit.

*Und üblicherweise erfolgen sie immer durch den
Strang.*

Sie haben vor Gericht mit jedem Satz offen ihre Verachtung für dies Regime gezeigt.

Ich verstehe, dass Sie es verachten.

Doch diese Verachtung zeigen?

Das ist hier wenig erwünscht.

Und es ist unklug.

Er schlägt seine Aktenmappe auf, überfliegt die Papiere.

Sie haben, das habe ich notiert, im Nachbarland als Entwicklungshelfer gearbeitet, etwa zehn Jahre lang. Sie haben in abgelegenen Dörfern Brunnen gebaut und neue Schulen eingerichtet, vor allem für die Mädchen, von denen viele einen Schulbesuch in diesem Land nicht kannten.

Sie haben, aus Spendengeldern, den Bau von neuen Straßen und Brücken finanziert. Sie haben mehrere Kampagnen für Familienplanung und Hygiene gemacht. Sogar die Einrichtung zwei kleinerer Theater haben sie veranlasst.

Eine stolze Liste, die Sie – ich wiederhole mich – als Idealisten ausweist.

Warum sind Sie geblieben, als sich die große Krise mit dem Nachbarstaat, also mit diesem Staat, zum Krieg entwickelte und sind nicht einfach in Ihr Heimatland zurückgekehrt?

Ich verstehe: Sie wollten, wieder als Idealisten, die Menschen nicht im Stich lassen und Ihr Werk, die vielen Wohltaten, die ich nannte, nicht aufgeben.

Hat es genutzt?

Die Raketen, die jetzt auf das Land, in dem Sie über Jahre Ihre Entwicklungshelferdienste leisteten, ge-

richtet sind und Stadt um Stadt verwüsten, verschonen auch Ihre neu gebauten Brunnen und Schulen nicht. Der äußerst aggressive Feind, der diesen Überfall auf seinen Nachbarstaat völkerrechtswidrig plante und in die Tat umsetzte, kennt keine Rücksicht, keine Schonung - auch nicht gegenüber der zivilen Bevölkerung.

Mussten Sie sich selber anlegen mit diesem Staat?

Das war ein Kampf, der niemals zu gewinnen war.

Der Staat, der Sie jetzt festhält und das Urteil gegen Sie vollstrecken will, ist jenem anderen an Heeresstärke dreifach überlegen. Wie sinnvoll war das Handeln der Regierung, diesen aggressiven Eroberern ein eigenes Heer, das spärlich mit Waffen ausgerüstet ist, entgegenzustellen? Ein Todeskommando für die Soldaten

Wieder in seine Aktenmappe blickend Warum wiederhole ich dies alles?

Sie selber wissen es.

Natürlich ist mir ebenfalls verständlich, dass sich im Untergrund und im Geheimen Gruppen von Widerständlern bilden, Männer die ihre Heimat lieben und um jeden Preis verteidigen wollen. – Doch sich ihnen anschließen – als Fremde, die Sie sind?

Es ging darum, Waffendepots des aggressiven Feindes aufzuspüren und in die Luft zu jagen. Mehrmals ist dies gelungen. Und es ist gewiss ein gutes Argument, dass sich dieser Einsatz einzig gegen Waffen richtete, nicht gegen Menschen.

Doch war dies auszuschließen? – Nie. Es gibt die Wächter der Depots, die diese schützen sollen. Beim

letzten Einsatz dann geschah es doch: Sechs Männer wurden Opfer der heftigen, gewaltig und gefährlich einsetzenden Explosionen.

Sechs Tote.

Eine solche Tat verzeiht ein Staat wie dieser nicht.
Tod wird bestraft mit Tod.

Er beugt sich in ihre Richtung, spricht flüsternd.

In diesem Land regiert der Wahn.

Verboten sind nicht nur Schulen für junge Mädchen.
Ebenso verboten sind Gesang und Tanz. Frauen, die lange Haare tragen, werden kahl geschoren.

Jemand, der nicht vor jeder Uniform Gehorsam zeigt und Unterwerfung, gerät auf eine Liste, die eine Veräterliste ist und schnell zu einer Todesliste wird.

Wie konnten Sie je glauben, Sie könnten diesem Wahn etwas entgegensetzen?

Die Antwort dieses Staates ist der Strang.

Er erhebt sich.

Ich werde nochmals mit den Richtern telefonieren.

Er grüßt und verlässt die beiden.

Er verschwindet.

Beide bleiben in einer lähmenden Stille zurück.

Plötzlich beginnt Elisa zu lächeln.

Burghart lächelt zurück.

Burghart: Wenn ich auf alles blicke, was geschehen ist –
so glaube ich, ich würde jeden Schritt erneut genauso gehen.

Genau denselben Weg.

So grausam auch sein Ende ist.

Der Strang...

Ich wäre nicht ich selbst gewesen.

Ich akzeptiere meinen Tod.

Nicht aber deinen.

Elisa: Wir haben schon als Kinder alles geteilt –
und alles auch, was folgte.

Warum nicht auch den Tod?

Alles was folgte: aufzubrechen in ein fremdes Land
der Armut und Menschen beizustehen, die in Not und
Elend lebten. Menschen, denen wir Hoffnung brach-
ten – und die wir lieben lernten; in einem Land, das
mit den Jahren eine zweite Heimat für uns wurde.

Auch ich, wenn ich auf alles blicke, sehe keine Schritt,
den ich nicht wieder gehen würde.

Sie schweigen.

Lächeln sich an.

Dann senken sich wieder ihre Köpfe auf ihre Knie.

Wieder Schweigen.

Burghart: Der Überfall auf dieses Land der Armut und der
kleinen Hoffnung –

Nackte Gewalt.

Es wühlte alles in mir auf.

Es weckte einen Drachen, der Feuer spie, in mir –
und der bereit war, alles zu versengen.

Kann dieser Drache, selbst wenn er Tod bringt, böse
sein?

Sechs Tote. Auch dies Gewalt.

Doch wie viel Tode haben wir verhindert, als wir hal-
fen, diese Depots des Todes zu zerstören?

Elisa: Burghart, ich fühle mich im Reinen mit mir selbst.

Sei du es auch.

Und lass uns jetzt nicht mehr nach Schuld und Irrtum
suchen.

Auch ich war nur, bei allem was ich tat, ich selbst.

Burghart: *nach einem wieder längeren Schweigen* Und doch:

Ich fühle Furcht.

Furcht, die ich nur ertrage, weil du in meiner Nähe bist.

Ich weiß nicht, wie es ist zu sterben.

Ob etwas folgt.

Ob ich in eine schwarze Leere falle.

Ich fühle Furcht. Um dich. Um mich.

Ich bin, wie du, noch „in der Blüte meiner Jahre“, wie man dies nennt.

Ich bin nicht vorbereitet auf den Tod.

Elisa: Sind wir dies je? – Und doch zugleich auch immer?

Erinnerst du dich, als ich mit sieben Jahren an Leukämie erkrankte.

Die Ärzte sprachen offen. Sie sagten mir und meinen Eltern, dass die Chance eines Überlebens für mich gering sei.

Fühlte ich Furcht?

Nur wenig Furcht. Mehr Traurigkeit.

Die Traurigkeit, dich meinen Bruder und die Eltern zu verlassen.

Doch eine innere Stimme sprach. Sie sagte: Wenn es einen Tod gibt, dann ist es nur die Reise in eine andere Welt.

Burghart: Das sagtest du mir nie.

Doch ich erinnere mich an diese Zeit.

Ich und die Eltern schenkten dir zwei junge Kätzlein.

Sie schliefen jede Nacht an deinem Kopf.

Du pflegtest sie und warst wie eine Mutter für die beiden, die nie genug von deinem Graulen und von deiner Liebe hatten.

Du begannst, gesund zu werden.

Mutter sagte einmal leise: Um dieser Kätzchen willen hast du für dich beschlossen, dass du doch nicht sterben willst...

Hatte sie recht?

Sie war in großer Furcht um dich.

Elisa: Wir fürchten mehr um jene die wir lieben als um uns selbst.

Burghart: Was meintest du mit jener Reise, von der du eben sprachst?

Der Tod ist eine Reise?

Elisa: Das sagte diese Stimme, die ich damals in mir hörte. Nicht mit diesen Worten. Doch ich wusste, was sie meinte.

Und lausche ich jetzt wieder – ganz tief –

Dann gibt es diese Stimme so wie damals.

Es braucht keine Vorbereitung.

Wichtig ist einzig diese Stimme.

Burghart: Eine Reise...

Und diese Stimme sagt dir auch, wohin sie führen wird?

Elisa: *leise lachend* Nicht unter einen Rasen und die Kreuze eines Friedhofs.

Ganz sicher nicht.

So wenig wie sie in den Himmel einer Langeweile führt.

Das Leben schenkt uns Abenteuer. Ohne Abenteuer wäre es leer, wir könnten es nicht lieben.

Und Abenteuer, viele neue Abenteuer schenkt uns auch die Reise in den Tod.

So spricht die leise Stimme.

Hörst du sie nicht?

Wieder das harte Geräusch eines Schlüssels in einem alten Türschloss.

Der Anwalt erscheint erneut.

Er steht einen Moment schweigend, mit gesenktem Kopf.

Der Richterspruch – er war nicht aufzuheben.

Er heißt weiter Tod.

Nicht aber durch den Strang.

Er blickt beide prüfend an, ob sie für seine Antwort bereit sind.

Ein Exekutionskommando ist die Milderung – die das Gericht gewährt - dann wenn es milde urteilt.

Ein schnelles Sterben. Ein Sekudentod.

Mehr konnte ich für Sie nicht tun.

Die Geschwister tauschen Blicke – untereinander wie auch mit dem Anwalt.

Das Urteil ist gesprochen. Unwiderruflich.

Es wird dunkel über der Szene.

Eine längere Stille.

Dann das Geräusch von Schüssen.

Wieder längere Stille.

4.Szene

Man blickt erneut auf das leuchtende Meer und den glühenden Himmel darüber.

Die „Uferwächterin“ sitzt in der Mitte.

Der Autor erscheint von rechts – dicht gefolgt von seinem Bruder.

Friedbert: Du winktest mir, ich soll dir folgen...

Jetzt folgt du mir.

Darf ich dich endlich einmal sprechen hören?
Und selber schweigen.

Gerhart: Ich war gekommen, um dich abzuholen.

Nur dafür war ich hier.

Friedbert: Jetzt, wo du es sagst, begreife ich...

Er senkt kurz den Kopf.

Ich habe viel gesprochen – in meinem Kranken-
zimmer, das ein Sterbezimmer wurde.

Vieles war ein Selbstgespräch –
ein langes Reden mit mir selbst.

Es ist beendet. -

Etwas Neues kann beginnen.

Ich spüre es wie diesen Wind, der mich von die-
sem Meer und diesem hellen Himmel anweht.

Und was ich weiter sage: Es ist ein Ort, den ich
zu kennen meine.

Ja, gewiss: Der Ort ist mir bekannt.

Er geht auf die „Uferwächterin“ zu.

*Im selben Moment geschieht es, dass sie ihm ihr
Gesicht zuwendet – leise lächelnd.*

Erstmals erhebt sie sich von ihrem Stein.

Schwester -!

Halbschwester... ja.

Doch dieses „halbe“ wollen wir vergessen.

Schwester – lass dich umarmen.

Es folgt eine lange herzliche Umarmung.

Ich ahnte es.

Und doch – ein Zweifel blieb.

Sie betrachtend Du hast die neue Schönheit ei-
ner Priesterin.

Schön warst du immer.

Doch die priesterliche Würde, die ich jetzt sehe,
war mir unbekannt.

Die „Uferwächterin“: Du hast mich hier an diesem
Ufer niemals sprechen hören.

Jetzt hörst du mich.

Und vieles gibt es, das wir noch besprechen wollen.

Auf der linken Seite erscheinen zwei Gestalten.

Es sind Elisa und Burghart.

Doch warte!

Dort kommen zwei, für die ich nochmals meinen Auftrag zu erfüllen habe:

als „Uferwächterin“.

Vielleicht ein letztes Mal.

Die zwei bleiben stehen.

Es folgt ein langer freundlicher Blickwechsel mit der „Uferwächterin“.

Doch wie ich sie betrachte:

Dieses letzte Mal wird eine freudige Begegnung sein.

Sie brauchten die Verstecke und die Grotten in den Buchten nicht.

Nicht für ein langes Grübeln, Zweifeln, Fragen.

Ich muss sie etwas näher noch betrachten...

Doch was ich sehen kann: Sie haben jeden Schatten bereits abgelegt.

Und blicke ich noch tiefer, sehe ich: Es gab Verwirrung – und eine Strecke dunkler Stunden, dunkler Tage vor dem Ende einer schmerzlichen Vollstreckung –

die sie angenommen hatten und doch fürchteten.

Dann folgte ihr Verwundern über diesen schnellen leichten Tod.

Tod – ein Wort mit tausend Farben, die ich an diesem Ufer wahrgenommen habe.

Ich kenne alle.

Und seine schönste Farbe ist und bleibt doch: Freude und Erlösung.

Sie nimmt wieder auf ihrem Uferstein Platz – doch diesmal so, dass sie ihr Gesicht dem Publikum zuwendet.

Zu Friedbert Du, Bruder, warte noch.

Sie winkt die Geschwister zu sich heran.

Sie hebt den am Uferstein abgelegten Spiegel in die Höhe.

Wieder zu den Geschwistern

Kommt ganz heran –

und blickt in diesen Spiegel.

Er wird euch eine Schönheit zeigen, die euch erstaunen wird.

Die Geschwister sind herangekommen.

Sie zögern noch. – Wer blickt zuerst?

Elisa blickt als erste in den Spiegel.

Es folgt ein helles Lächeln der Freude.

Sie zieht den Bruder vor den Spiegel.

Beide lächeln.

Das Meer und der Himmel leuchten in nochmals intensiveren Farben auf.

Und die im Hintergrund immer schon leise Musik, gemischt mit dem Rauschen der Wellen, gewinnt neue Kraft – die Kraft eines großen, hundertstimmigen Choral.

Wieder die Stimme: im dunklen Raum

Goldspur

Bleiben wird
die einzige Frage:
Mit wie viel Liebe
hast du deine Zeit gefüllt?
Die Tage. Die Stunden.
Die oft so flüchtig verwehenden
kleinen Minuten.

Wie viel Liebe hast du hinausgeschickt
zu den Bäumen vor deinem Haus –
indem du die stille Zwiesprache übst
mit ihrem Rauschen, anders im Frühling,
anders im Sommer und Herbst.

Zu den Vögeln, einfach indem du
das himmelklare Entzücken teiltest
mit den Lichtfontänen ihres Gesangs.
Zu den ziehenden Wolken;
anders am Abend; anders am Morgen.

Wie viel Liebe hast du geschickt
zu den Menschen –
den nahen, den häufigen Gästen

in deinem Haus.

Zu den Menschen – den fernen,
die Gäste der Erde sind,
die dein Haus ist.
Und zu dir selbst.

Zu den anderen Menschen und dir –
indem du den heimlichen
Gleichklang der Herzen erspürtest.
Das Pochen an deiner Tür.
Den Augenblick des Willkommens kanntest
pochend an ihren Türen.

Es ist die Goldspur, die bleibt.
Eingebrannt in den Asphalt der Straßen,
den lauten, eiligen, rauen;
in die Wüstenwege, die wir durchwandern.

Es ist das Gold, das gesammelte,
das die Erde bewohnbar macht.
Ein Stern von eigenem Glanz,
wärmend und heimatlich.